

Monatshefte

FÜR DEUTSCHEN UNTERRICHT,
DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR

Volume L

October, 1958

Number 5

TIECKS GOETHEBILD

MARIANNE THALMANN

Wellesley College

Tiecks Novellen der Dresdner Zeit, die um die Belange des gebildeten Bürgertums kreisen und sich auch wieder an dieses Bürgertum wenden, betrachten literarische Fragen als ebenso selbstverständlich wie religiöse oder soziale. Sie setzen Leser voraus, die viel gelesen haben, die auch mit dem Neuesten vertraut sind und eine kritische Haltung dazu einnehmen. Bei gewissen Namen wie Schlegel, Novalis, Runge, Immermann, Wackenroder, Solger bricht der wärmere Ton der Freundschaft durch, bei Caroline, Brentano, Oehlenschläger, Jean Paul zum mindesten die innere Verbundenheit, wie sie zu Zeitgenossen naturgemäß gegeben ist. Tieck baut sich auch selbst ein als einer, der mit ihnen jung gewesen ist und eine Rolle gespielt hat, der Allgemeingültigkeit zukommt und von der auch gesprochen werden darf. Daneben ist die Ausweitung in die europäische Literatur nur selbstverständlich. Der „einzige“ Shakespeare, Chaucer, der „liebliche“ Spencer, der „schalkhaft lächelnde“ Cervantes, der „hellstrahlende“ Camoens, Lope und Calderon tauchen immer wieder als die großen Sternbilder des Abendlandes auf. Die französische Literatur des 18. Jahrhunderts ist zugunsten der englischen und spanischen bei Seite geschoben.

Tieck besitzt eine gewisse Toleranz für die Vielschreiberei von Lafontaine und Cramer. „Wie Ferrara seinen Ariost und Tasso, Florenz seinen Dante, Leipzig seinen Gottsched, Ansbach seinen Uz und Weimar seinen Goethe hat,“ heißt es in *Eine Sommerreise* (Werke, XXIII, 120), „so besitzt Meiningen seinen Cramer.“ Tieck weiß, daß jedem in seinen dürftigen Stunden dieser Plunder zu gute gekommen ist, weil der moderne Mensch auch Opiate braucht, um im geistigen Umbruch Europas zu bestehen. So jeder an seinen Platz. Neben den Großen, die im *Zerbino* durch den Garten der Poesie schreiten, schufteten die Kleinen als Müllerburschen in der Mühle des Polykomicus und vermahlen alles Gottgewachsene für den Massenverbrauch und „schmackhaft kömmt es hier heraus.“ Unduldsam wird er gegen das historische Technikolor bei Veit Weber und Walter Scott, gegen Müllners *Schuld*, Werners *Februar* und Grillparzers *Ahnfrau*, und zum mindesten skeptisch bleibt er gegen Fouqué und E. T. A. Hoffmann, „der zu redlich und zu sentimental in

Kobolde und Teufeleien verliebt ist“ (*Das alte Buch*, XXIV, 149). Er ulkt über die Undichter Geßner und Gellert, über die Sentimentalität Kotzebues und die Langeweile Alfieris. Er spart seinen Spott nicht über die Kalender und Journale, die „auf wenigen Seiten die Weltgeschichte, die Gelehrsamkeit, Satyre, Epigramm, Stadtklätschereien, Rezensionen, Theater, Anekdote, Wetterbetrachtung, Rätsel und Liberalismus“ bringen (*Der Geheimnisvolle*, XIV, 311). Am heftigsten wendet er sich aber gegen das Ungesunde der französischen Romantik, die ihr Stichwort von E. T. A. Hoffmann und Heine nimmt und nichts mit Schlegel, Wackenroder und Novalis zu tun hat (*Das alte Buch*, XXIV, 141), wofür erst Baudelaire das Ohr hatte, wie uns auch die Forschung bestätigt.

Klopstock und Lessing werden mit gebührender Achtung genannt, Herder wird kaum erwähnt, was begreiflich ist, weil Tiecks Wege zu J. G. Hamann nicht über Herder, sondern vorwiegend über den Kapellmeister J. F. Reichardt und F. H. Jacobi gehen. Schiller wird als unbedingt zweitrangig hingestellt; seine Freundschaft mit Goethe kann kaum segensreich gewesen sein. Von der ganzen Schillerischen Dichtung kommen ihm nur *Die Räuber* nahe, für die er Zeit seines Lebens eingetreten ist, über die er aber nie hinausging. Anders als die Schlegel betrachtet er Schiller ausschließlich als Dichter, ohne die ästhetischen Schriften heranzuziehen. Aber auch Schiller fehlt der Zugang zu dem jüngeren Mann. Als er Tiecks Ausgabe der alten *Minnelieder* zu Gesicht bekam, kannte sein Sarkasmus keine Grenzen. „Welch eine Armut von Ideen, die diesen Minneliedern zu Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald, ein Liedchen; ganz recht! Das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopf eines Sperlings Platz haben!“¹ Und Tieck stellt Schillers Standort in der Zeit folgendermaßen fest: Er hat die Umarmung Oberons und die Weißen der Fee Gloriana, die alle Großen empfangen haben, abgelehnt, weil er „dergleichen Fratzen“ (*Das alte Buch*, XXIV, 135) nicht zu bedürfen glaube, hingegen sei er der Heilige der ultraliberalen Jugend des 19. Jahrhunderts, die Bürgerstolz vor Königsthronen praktiziert. Tiecks ungeteiltes Interesse gilt Goethe.

Goethe war von Hause aus der Mann, um den es Funken gab, ohne populär zu sein. Ein Grund mehr für Respekt. Das Einkommen aus seinen Schriften wäre nicht nur für ihn, dem ein Familienvermögen und ein schönes Gehalt durch die Hände ging, sondern auch für jeden andern unzureichend gewesen. Die Menge der Gebildeten las französische Autoren, und der große Markt gehörte den Romanen von Lafontaine, Meißner, Cramer und Consorten, und auch Geßner und Kotzebue. Aber auch die führende Kritik, die ideell etwas zu bedeuten hatte, hat es Goethe nicht leicht gemacht. Die Jugendarbeiten erbosten Lessing und Klopstock. Jacobi hatte mit der Zeit seine Bedenken, und Herder wurde immer abgeneigter. Die Veröffentlichung des *Werther* verbesserte die

¹ H. Borchardt, *Schiller und die Romantiker*, Stuttgart 1948, S. 619.

Sachlage nicht. *Iphigenie* war kein Publikumserfolg, und über *Tasso* gingen die *Göttinger gelehrten Anzeigen* kühl hinweg. Selbst in Weimar wurden *Iphigenie* und *Tasso* nur selten gegeben, „das Publikum findet sie langweilig.“² *Die römischen Elegien* schienen zu locker, *Wilhelm Meisters Lehrjahre* fanden ein sehr geteiltes Interesse und die *Gesammelten Schriften* enttäuschten den Verleger durch geringen Absatz.

In einer seiner späten Novellen (*Die Vogelscheuche*, XXVII, 250) kommt Tieck auf die Goetheverehrung der neunziger Jahre zu sprechen. Goethe war, heißt es, „unter den Stimmführern gewissermaßen mehr geduldet als anerkannt,“ ehe die Schlegel dafür eintraten, daß er unser größter Schriftsteller sei, was ihnen selbst den Vorwurf der Liebedienerei eingetragen hat. Und V. Hehn hat späterhin bestätigt, daß Goethe durch die Romantiker „aus der mittleren Stellung, die ihm angewiesen war, auf den weitschauenden, alles überragenden Gipfel, der ihm zukam, emporgehoben wurde.“³ Von ihnen ist er als einer der großen Vier des Abendlandes in einen überzeitlichen Zusammenhang mit Dante, Shakespeare und Cervantes gestellt worden. Die romantische Goetheverehrung, mag sie auch weder so einheitlich noch so ungetrübt gewesen sein, wie man anzunehmen geneigt sein könnte, hatte in den klassischen Neigungen der gelehrten Schlegel, die vom Schulhumanismus herkamen, ihren Anfang. Da war ein Jüngertum vorhanden, wie es Goethe vorher nie erfahren hatte und wie es sich kaum irgendwo wiederholt hat. Um die Jahrhundertwende treten aber Veränderungen ein. In einem Brief vom 10. Dezember 1801 warnt Caroline A. W. Schlegel „in die Lästereien auf Goethe“ miteinzustimmen.⁴ Mit dem Abbruch der Jenenser Gruppe und nach dem Tode der schwärmerischen Caroline nimmt die Spannung zu. Novalis entfremdet sich noch in seinen letzten Tagen. Frd. Schlegel beginnt über Goethe zu witzeln. H. Steffens darf als Sekondeleutnant unter Blücher, auf dem Marsch gegen Napoleon, nicht mehr auf Goethes Verständnis rechnen. Der eitle Oehlenschläger, den Steffens zum Goetheschwärmer erzogen hatte, erwartet von dem Geheimrat mehr als billig ist und wird ausfällig. Arnim konstatiert 1811, daß er „bei aller Freundlichkeit den wenigsten Anteil an allem Neuen in der Welt“ nehme,⁵ und Brentano hatte schon 1809 festgestellt, daß er „etwas steifstellig“ geworden sei (Steig III, 247). Schleiermacher berichtet 1814 seiner Schwester Charlotte, daß ihn Goethe zwar freundlich empfangen habe, „aber weder herzlich noch zuvorkommend.“⁶ Savigny wendet sich ab, und selbst die beiden Grimm halten zurück. Dorothea Schlegel, deren Konvertiten-Frömmigkeit „das sächsisch-weimarsche Heidentum“ nicht ertragen konnte, legt los und erklärt 1805 ganz kühl: „Goethes neue Sachen lesen wir nicht mehr. Erst die ‚Eugenie,‘

² *Gespräche mit Goethe* von J. P. Eckermann, hg. von H. H.ouben, Leipzig 1913, S. 452.

³ V. Hehn, *Gedanken über Goethe*, Berlin 1888, S. 110.

⁴ Caroline, *Briefe aus der Frühromantik*, hg. von E. Schmidt, Leipzig 1913, II, 235.

⁵ R. Steig, *A. v. Arnim und die ihm nabestanden*, Stuttgart-Berlin 1913, III, 289.

⁶ H. Meisener, *Schleiermacher als Mensch*, Stuttgart-Gotha 1928, S. 212.

dann der Winckelmann! Das ist zu arg!"⁷ Später und langsamer als seine Jenenser Freunde löste sich Tieck. Er hatte an Goethe festgehalten, als der Großteil seiner Anhänger sich schon verlaufen hatte, ja W. Menzel hielt ihm noch vor, daß sein Shakespeare (*Dichterleben*) ein zu Goethesches Gesicht habe. Zum mindesten besteht für Tieck zu Recht, was am Ende eines nachdenklichen Briefes an Frd. Schlegel steht: „Diese Liebe zu ihm werde ich ewig lieben.“⁸

Die Situation um Goethe war seit dem Ende der neunziger Jahre schwierig geworden. Der beginnende Protest der sonst gefälligen Jugend machte alt, eine Einsicht, die nicht schmeichelte. Der fünfzigjährige Goethe hatte sich mehr und mehr vom rein Dichterischen entfernt und das Biographische und Naturwissenschaftliche in den Vordergrund geschoben. Er heiratet Christiane und übernimmt die Rolle des Familienvaters. Und der Marsch der Armeen zwischen 1806 und 1813 weckt auf beiden Seiten das Geharnischte.

Nach den Krankheiten von 1801 und 1805, die Goethe wesentlich gealtert und ruhebedürftig gemacht haben, hat er in *Winckelmann und sein Jahrhundert*, dem wohl intolerantesten Manifest der Klassik, seine Gegnerschaft zu allem Romantischen unverblümt ausgesprochen, ohne die Achtung, die die junge Generation beanspruchen durfte. In der Ablehnung jeder nicht antiken Stoffwelt, wie sie hier vor sich ging, geschehen auch Mißgriffe. Wackenroders *Herzensergießungen* werden als „leer“ übergangen, Tiecks *Sternbald* gereizt zur Seite geschoben, und Solgers *Erwin* ist nie zur Hand genommen worden. Die *Propyläen*, die buchhändlerisch ein Verlustgeschäft waren und nach drei Jahren eingestellt wurden, sollten den neuen klassischen Standpunkt scharf vertreten und allen Schlegelschen Forderungen und aller Neigung für das Nazarenertum – „diesen Narrenposen“ und diesem „klosterbruderisierenden und sternbaldisierenden Unwesen“⁹ – entgegenarbeiten. Der Archäologe Heinrich Meyer, den Tieck zum Ergötzen von Sulpiz Boisserée glänzend nachzuahmen vermochte, und Johann Schulze, die ihren Einfluß auf den „Heiden“ Goethe geltend machten, gingen bei der Herausgabe der Winckelmannsschriften zu offener Beschimpfung der beiden Schlegel über. Das geschieht um eine Zeit, wo Frd. Schlegel im zweiten Band der *Europa* die Künstler aufgefordert hatte, sich an den altdeutschen Meister zu schulen. Nach 1808 wurde Goethe auch in Briefen und Gesprächen ausfällig. Sein Widerwille gegen die „neukatholischen“ Künstler, wie er sie nannte, wird ungerecht, da gerade die neukatholische Sentimentalität dem neunzehnten Jahrhundert fruchtbarere Wege eröffnet hat als die Nachahmung der Antike. Goethe erlaubte sich unumwunden abzulehnen. Er hat es mehr als einmal getan, wenn er seine doch immerhin sehr verwundbare Harmonie nicht gestört wissen wollte.

⁷ Dorothea von Schlegel, *Briefwechsel mit Joh. und Phil. Veit*, hg. von J. M. Raich, Mainz 1881, I, 155, 150.

⁸ H. Lüdeke, *L. Tieck und die Brüder Schlegel*, Frankfurt 1930, S. 132.

⁹ R. Benz, *Goethe und die romantische Kunst*, München o. J., S. 118.

Wir wissen aus modernen Forschungen zur Genüge, wie wenig Sicherheit der scheinbar Geborgene trotz aller bürgerlichen Sicherungen in sich hatte. Gerade darum legte er mit Gesetzen und Normen für sich selbst eine klassische Form fest. Er legte das Gesicht an, mit dem er gesehen werden wollte und verwahrte sich gegen ein Dahinterblicken. Soweit das Sich-Auseinanderleben der Generationen noch eines letzten Stoßes bedurfte, erfolgte er durch die Angriffe auf Schlegel und Reichardt in den *Xenien* und durch die Veröffentlichung des *Goethe-Schillerbriefwechsels* 1828-29, in dem nichts von Schillers Haß und nichts von Goethes Spott über die jüngere Generation gestrichen war, was der erboste A. W. Schlegel in einem Brief an Tieck (H. Lüdeke, S. 197) als bedauerliche „Prostitution“ der Klassiker bezeichnet hat. Es ist kein Zufall, daß dieser Briefwechsel auch über den Kreis der Romantiker hinaus, bei Immermann, Gervinus, Niebuhr, Perthes Kopfschütteln und Unwillen erregte. Wo es aber hart um Übereinstimmung oder Gegensatz der Meinungen ging, berührten sich bei Goethe nur zu leicht Freundschaft und Feindschaft. Für „die alte göttliche Exzellenz,“ wie ihn Dorothea in ihren frühen Briefen an Schleiermacher noch genannt hat, war das Kapitel „Neutöner,“ wozu auch seine Ablehnung Beethovens gehörte, einfach abgeschlossen, und die Begriffe Klassisch und Romantisch waren durch seine nicht einwandfreie Deutung — als das Gesunde und das Kranke — für lange hinaus einer wissenschaftlich unbefangenen Bewertung entzogen.

Von der ganzen Jenenser Gruppe hatte Tieck den oberflächlichsten persönlichen Kontakt, obwohl seine vielstimmige Art Goethe weniger brüskierte als das Programmatistische der Schlegel. Ein paar formelle Besuche, ein Vorleseabend im Haus von Goethes Schwiegertochter, ein spärlicher Briefwechsel ist alles, was aufzuweisen ist. Tieck wußte persönliche Angriffe, mit denen er durchaus nicht verschont wurde, zu ignorieren, und er überging Goethes ironischen Rat, vom ernsthaften Theaterwesen wegzubleiben, mit Stillschweigen. In den späteren Jahren wuchs allerdings Goethes Unwille, da ihm Tieck, der Bedeutendste, der unter seinen Augen herangewachsen war, da und dort an die Seite gestellt wurde, wie das schon Novalis getan und Frd. Schlegel und Schleiermacher gelegentlich erwogen hatten. Er sah darin einen Angriff auf seine Überlegenheit, die er unter keinen Umständen angetastet sehen wollte, wenn auch Jean Paul, Tieck und E. T. A. Hoffmann begieriger gelesen wurden.

Tiecks Erziehung zu Goethe war anderer Art gewesen als die der Schlegel. Sie war aus der Phantasie des lesenden Schuljungen geboren, aus den Theaterexperimenten des Gymnasiasten, aus den Vertonungen der Goetheschen Lieder, wie er sie im Hause Reichardt zu hören bekam, aus den Predigten von K. Ph. Moritz und aus den literarischen Salons in Berlin, in denen der Goethekult an der Tagesordnung war. Der Mann, den Tieck von Jena aus flüchtig kennen gelernt hatte, war durch-

aus nicht der Dichter Goethe, der ihm von jeher vorgeschwebt hatte, sondern ein vornehmer Heimkehrer, der sich in Italien regeneriert und nach anderer Richtung hin aufgebaut hatte, und der sich langsam anschickte, in der Einleitung zu den *Propyläen* festzustellen, „daß wir uns so wenig als möglich vom klassischen Boden entfernen dürfen.“ Dem stand aber aus dem *Sternbald* her der Ausspruch des Lukas von Leyden entgegen: „Wir sind gewiß nicht für die Bildsäulen, die man jetzt entdeckt hat und immer wieder entdeckt, und aus denen viele, die sich klug dünken, was Sonderliches machen wollen, diese Antiken verstehen wir nicht mehr, unser Fach ist die wahre nordische Natur“ (*Franz Sternbalds Wanderungen*, XVI, 96).

Ein ausführlicher Brief an Solger, aus dem Jahre 1817,¹⁰ erlaubt Einblick in einen längst anhängigen Prozeß. Tieck berichtet, wie die Lektüre von Goethes „Buch über Italien“ nach vielen Jahren einen alten Zauber gebrochen habe, „in welchem ich mich zu Goethe verhielt; diese Anbetung, diese unbedingte Hingabe meiner Jugend in sein Wesen, dies Verständnis seiner Natur, ja wie es mir wohl auch schien eine Verwandtschaft der meinigen mit seiner.“ Tiecks eigenes Italienbild, wie es in den *Reisegedichten eines Kranken* auftaucht, war das Italien von Boccac und Palestrina, das Italien der Marionetten und der Schelme, der Klöster und Gemälde. Goethe hatte aber schon bewußt antikisiert und Klassizismus gegen Romantik aufgetrumpft. Und Tieck fügt in demselben Briefe später hinzu: „Jetzt erst ist meine Liebe und Verehrung zu ihm eine freie, indem ich ganz bestimmt sehe, wo wir uns trennen und trennen müssen.“ Aber auch diese Erfahrung gehört zu Tiecks Abschied von einer romantischen Jugend und zu den Anforderungen einer neuen Männlichkeit, die sich in Ziebingen, in den Jahren einer schöpferischen Pause, gemeldet hatte. Die Bewunderung Goethes, der Wille, das Große groß zu nennen, blieb, wenn auch das Bedürfnis nach Schichtung und Abstand gekommen war. Es geschieht auch ohne Bitterkeit, denn Tieck empfand es nicht als Verlust. Häutungen erscheinen ihm eine ganz jugendliche Erfahrung, „wie ich ja im Schlimmen und im Guten lange jung zu bleiben scheine,“ fügt er hinzu. Seine Tochter Dorothea durfte noch am 31. Mai 1832 mit Recht an ihren Freund Uechtritz schreiben, „Goethe habe ihm von Jugend auf wie ein Stern vorgeleuchtet, und sein Gefühl für ihn sei wie das des Ferdinand für Egmont.“ Und sie fährt fort: „Es ist wenigen großen Geistern gegeben, sich wie mein Vater, so ganz selbstvergessen in eine fremde Größe zu versenken.“

Mit dem Dogma der Winckelmannsschrift, daß das Altertum „als unbedingte Wirklichkeit“ anzusehen sei, „als ein Ausbruch einer unbedingt besseren und größeren Zeit“ hat Goethe zwischen dem Humanistischen des 18. Jahrhunderts und dem Staatsbegriff des beginnenden 19. Jahrhunderts gewählt und seinen Standort innerhalb des Weltbürgertums bezogen. Tieck bezeichnet dieses Verhalten in einem Brief an Solger

¹⁰ *Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel*, hg. von L. Tieck und Frd. v. Raumer, Leipzig 1826, I, 485.

einfach als „kleinstädtisch.“ Für den Berliner Tieck war der Umbruch vom Humanistischen zum Religiösen und vom Europäischen zum Nationalen, wie er in den Wackenroderschen *Herzensergießungen* schon angedeutet war, nur selbstverständlich. Seine Altersgruppe in Berlin hatte sich längst von der schönen Augenwelt des Klassizismus abgekehrt und war wie der Heilige in Wackenroders „morgenländischem Märchen“ dem Tönen der Welt zugewendet. Aus größerer Sonnenferne als die Schlegel, weniger geblendet, aber auch weniger verbrannt, rechnet Tieck mit diesen Wandlungen und Verwandlungen in kritischen Überlegungen ab. Als reichlich Fünfzigjähriger setzt er 1828 in der Einleitung zu R. M. Lenz' Schriften zu einer gerundeten Darstellung von „Goethe und seine Zeit“ an. Wenn Goethe in *Dichtung und Wahrheit* die vorgefundene Lage der deutschen Literatur weniger als ein An-sich, denn als ein auf sich Bezogenes erfaßt, so setzt Tieck bei der umgekehrten Frage an: Wo stand Goethe in der vorgefundenen Situation? Und die folgende Kritik geht von Goethes Verhalten zum Stromgang der Zeit aus.

Der Aufsatz stammt aus Tiecks reifster Zeit, und da er weder durch persönlichen Umgang noch durch persönliche Feindschaft mit Goethe verbunden und auch nicht wie die Schlegel sonderlich auf kritischen Ruhm aus war, geht es nicht um ein Rechten oder Tadeln, eher um ein Abstandnehmen. Hinter manches Urteil könnte man mit dem Historiker in diesem Tieckschen Dialog ein Fragezeichen setzen. Wer hat Recht, wer Unrecht? Aber darum geht es nicht. Der Aufsatz sucht nicht nur Goethes Standort zu bestimmen, vielleicht mehr noch Tiecks eigenen, der nicht mit richtig oder falsch eingewertet werden kann. Daher ist Tieck vor allem darauf bedacht festzustellen, daß Dichter und Leser von Zeit und Umständen mitbestimmt sind, daß sie sich gegenseitig bereichern und berauben, denn „auf gewisse Weise,“ heißt es, „empfängt das Werk auch wieder von dem Genießenden.“ Der Paradoxe unter den Teilnehmern an der Diskussion versucht diesen Standpunkt als Ausgangspunkt aller Kritik endgültig klar zu machen: „Wo ich ihn verstehe, verehere ich ihn, und sein Jugendgeist hat den meinigen erweckt; in späteren Zeiten ist mir manches, was ich ganz zu verstehen glaube, entgangen, meiner Einsicht sowohl, wie meinem Gefühl; und anders, wo ich ihn nicht fasse . . . muß ermittelt werden, ob die Ursache des Nicht-verstehens an mir oder am Autor liegt.“¹¹

Die Lenzkritik des Aufsatzes hält heute noch Stand. Ob man aus der Tatsache, daß Tieck die Sturm- und Drangperiode einer besonderen Betrachtung unterzogen hat, weil sie seiner Meinung nach die eigentliche Goethezeit ist, auch schließen darf, daß er sie als Vorläufer der Romantik betrachtet, bleibt eine offene Frage. Sichtung und Abrechnung ist unpersönlich. Alles biographische Beiwerk, jede moralisierende Kleinschilderung ist vermieden. Tieck bleibt ausschließlich beim Werk. Um von verschiedenen Seiten her der Erkenntnis näher zu kommen, ist die Kritik in die Mehrstimmigkeit der Meinungen aufgelöst, die aus einem

¹¹ L. Tieck, Kritische Schriften, Leipzig 1852, II, 221.

Symposion des Rechtgläubigen, des Ketzers, des Historikers und der Mitläufer entsteht, die das Werk „genießen, prüfen und sich aneignen“ wollen. Das ergibt die Form des platonischen Dialogs, die wie im *Phantasmus* (1816) Urteil, Widerspruch und Mißverständnis zugleich erlaubt und damit den Strahlungen der Persönlichkeit am besten beizukommen vermag.

Der *Götz* ist das Grundbuch, das Buch einer frischen Jugend, die uns einen Frühling gegeben hat, wie wir nie zuvor einen hatten. Es war eine Gunst des Schicksals, einen Goethe zu haben. Damit setzt der Dialog ein. Tiecks unbedingte Bewunderung gehört allerdings dem Lyriker Goethe, und zwar dem jugendlichen Lyriker, den selbst Frd. Schlegel in den Zeiten seiner Abkehr noch immer zum Vollkommensten der Weltliteratur gezählt hat, und der für Tieck ein Naturgeschehen erster Ordnung bleibt (*Solgers nachgelassene Schriften*, I, 401). Seine Liebe gehört den Liedern in der sangbaren Reichardtschen Vertonung, die er der unruhigen und deklamatorischen Art Beethovens vorzieht (*Musikalische Leiden und Freuden*, XVII, 329). Die ganze Liebeshandlung in *Der Mondsüchtige* ist um ein Goethesches Mondgedicht gebaut und gipfelt in der Überzeugung: „wenn Goethe nichts als seine Jugendgedichte geschrieben hätte, müßte er unsterblich sein“ (*Der Mondsüchtige*, XVI, 68). Die spätere Ausgabe der Gedichte, die um die Sprüche „Über Welt und Gott“ vermehrt war, lehnt er als „unbedeutend“ ab (*Solgers nachgelassene Schriften*, I, 431). Hier setzt bereits das Für und Wider der Kritik ein.

Der Akzent liegt von vornherein auf der jugendlichen Dichtung, die noch im Shakespeareschen Umkreis steht. Darin stimmen alle Teilnehmer des Symposions überein. Weimar ist für sie kein Stichwort. Der unsterbliche Goethe ist der jugendliche Goethe vor der italienischen Reise, schärfer gesagt der Frankfurter Goethe. Und Goethe selbst wußte um das zweifellos Einmalige dieser Periode. „Ich habe meine Liebeslieder und meinen *Werther* nicht zum zweitenmal gemacht. Jene glückliche Erleuchtung, womit das Außergewöhnliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden“ (J. P. Eckermann, *Gespräche*, S. 534). Goethe allerdings glaubte an eine zweite Pubertät, in die ihm die Romantik nicht folgte. In der Glorifikation des jungen Goethe liegt die romantische Bewunderung für das Genie, in dem Dichter und Mensch noch eins sind und der Widerspruch von Dämon und Urbanität noch nicht besteht. Der Lorbeer gehört ausschließlich der Einheit und Höhe aus der vorweimarer Zeit. Tieck bezweifelt ganz unumwunden das Bedeutungsvolle und vor allem das Symbolisch-Gültige der Goetheschen Altersdichtung. Er spricht von Irrtum und Schein, wo Goethe sich anders gesehen haben wollte und sich in *Dichtung und Wahrheit* wissentlich umgedeutet hat. Tieck bezweifelt auch den dichterischen Wert der Selbstdarstellung und des gelegentlich Virtuosen dieses Unternehmens. Er weiß nur zu gut, daß Goethes langes Leben auf verschiedenen Ebenen gelebt worden ist, die er aber

durchaus nicht als steigende Spiralwindungen zu betrachten geneigt ist, weil die spätere epische Sicherheit Goethes, die in der Einheit von Bürgerlichkeit und Schriftstellertum fußt, von ihm nicht mehr als vorbildlich erfaßt werden kann. Aus tiefer liegenden Gründen, die noch nicht mit den Mitteln unseres Sprachgebrauchs ausgesagt werden, und daher auch nicht leicht greifbar sind, kommt Tieck zur Gloriole für das Jünglings-Genie, was umso auffallender ist, weil es seiner Vorliebe für gereifte Künstlergestalten vollkommen widerspricht. In seinen Novellen greift er nach einem Dürer, einem Camoens, einem Shakespeare, einem Labitte, nach älteren Männern, die schon auf ein geleistetes Leben zurückschauen und Endgültiges auszusagen haben.¹² Warum ein so anders geartetes Goethebild?

Die Kritik setzt bei jenem Goethe an, der den Weg seiner Jugend als Irrtum aufgegeben hat und „ein Jagen nach dem Antiken, Fernen, Idealen“ beginnt (L. Tieck, *Kritische Schriften*, II, 251), wie der Paradoxe sagt, und zwar nach einem Griechentum, das nichts mit „der echten griechischen Simplizität“ zu tun hat (ebenda, I, 106), die Tieck an *Hermann und Dorothea* zu beobachten glaubte. Er steht keineswegs allein mit diesem Urteil. Ph. O. Runge hat aus Anlaß eines Weimarer Kunstausschreibens die Richtung der Weimarer Kunstfreunde heftig abgelehnt. Er schreibt im März 1802 an seinen Bruder Daniel über „all den Schnick-Schnack in Weimar“ und führt in einem Februarbrief aus: „Wir sind keine Griechen mehr, können das Ganze schon nicht mehr so fühlen . . . warum uns bemühen etwas Mittelmäßiges zu liefern?“ (R. Benz, *Goethe und die romantische Kunst*, S. 90-91). J. B. Docen, der Münchner Germanist, ging noch weiter und nannte in den „Jahrbüchern der Literatur“ (Wien 1819) den Klassizismus der WKF „eine irreführte Verstandesweisheit.“ Und noch Nietzsche, für den Weimar der Mittelpunkt alles Deutschen war, hat das apollinische Griechentum Winckelmanns, das dahinter stand, etwas „zu weich und unmännlich“ gefunden. Es ist aber nicht nur das Ungriechische in Tieck, das an die Oberfläche kommt. Es geht um etwas viel schwerer Auszusagendes, das sich nur langsam aufrollt.

Tiecks Kritik verbeißt sich in dieses Apollonische. Er kann in der Wendung zu diesem Winckelmannschen Griechentum ohne Musik nichts Heilsames sehen, sondern nur eine Flucht aus dem Dynamischen des deutschen Lebens, das „drückte und drängte,“ eine Flucht aus den entscheidenden Kriegsjahren in das Unwirkliche einer stilisierten Lebensform, die der individualistischen Haltung und der zunehmenden Selbstversenkung entgegenkam, wenn der ministeriale Alltag verstimmte. Der Schritt in die Antike, die Tatsache, daß Goethe sich als apollinisch gedachter Grieche stilisierte, erschien Tieck kein künstlerischer Aufstieg, sondern ein Rückzug aus der Lebensunsicherheit der deutschen Zustände in eine entsagende Humanität, die der Mitwelt, die Ausdehnung und

¹² M. Thalmann, „Der unwissend Gläubige,“ in: *On Romanticism and the Art of Translation*, Princeton 1956, S. 129 ff.

Steigerung wollte, nicht mehr aufzudrängen war. Tieck sieht im humanistischen Auf-sich-gestelltsein, verglichen mit der Angriffsbereitschaft seiner eigenen Altersgruppe, eine Weltflucht der Klassik. Damit ist ein Standpunkt vertreten, der unserer schulmäßigen Vorstellung von Klassik und Romantik, von Idealismus und Realismus zum mindesten eine Gewissensfrage aufdrängen könnte. Tieck zeigt damit aber auch das Schmerzlich-Rührende im Prozeß des Alterns auf, was auch Goethe nicht völlig übersehen konnte, als ihn Bertram 1811 vor eine Sammlung alter Meister stellte. „Da hat man auf seine alten Tage,“ meint er, „sich mühsam vor der Jugend, welche das Alter zu stürzen kommt, seines eigenen Bestehens wegen abgesperrt und hat sich, um sich gleichmäßig zu erhalten, von allen Eindrücken neuer und störender Art zu hüten gesucht, und nun tritt da mit einem Male vor mich hin eine ganz neue und mir nicht unbekannte Welt von Farben und Gestalten, die mich aus dem alten Geleise meiner Anschauungen und Empfindungen herauszwingen – eine neue ewige Jugend“ (Benz, S. 196). Der Stürmer Goethe ist tot.

Tieck wertet den Sturm und Drang als hoffnungsvoll aber führerlos ein, da der Stärkste unter ihnen diese Jugend nicht mit sich nahm, sondern sie ihren Krisen überließ und sich der eigenen Ausweitung widmete. Was Tieck festnagelt, ist, daß dieser junge Goethe, „der wahrhaft deutsche Dichter,“ der allem die Zunge gelöst hat, der Natur, Vergangenheiten und Gefühle wachgerufen hat, der uns Shakespeare verstehen gelehrt hat, der mit seinen Jugendgefährten selbst ein Shakespearesches Zeitalter hätte heraufführen können, diese Sendung von sich gewiesen hat, aus der Zeit und ihren Belangen zurücktritt und das ungestörte Glück der Persönlichkeit über den Ruf der Nation stellt. Die klassische Persönlichkeitskultur, in der Schillerisches und Kantisches steckt, ist für Tieck selbst nicht mehr Lebenskunstwerk und wird von ihm auch nicht mehr als das verstanden. Hier trennen sich Klassik und Romantik in der Auseinandersetzung mit dem europäischen Problem um 1800. Sie gehen aus derselben Zeitkrise verschieden hervor und zögern auch nicht mehr, das Trennende zu betonen. Wo Frd. Schlegel das Ungläubige Goethes verantwortlich macht, glaubt Tieck vom Undeutschen sprechen zu dürfen. Daß Goethe das Antike weder als ästhetische noch als geschichtliche Kategorie faßt, sondern als sittliche Aufgabe der Deutschen, ist für Tieck nur eine apollinische Täuschung. Für ihn steht fest, daß wer sich dem Schutz der Antike verschrieben hat, wer sich im Cäsarentum Napoleons selbst bestätigt findet, nicht mehr in das 19. Jahrhundert hineinspricht, ohne in der Kritik so weit zu gehen wie der alte A. W. Schlegel, der an Goethe Dichter und Mensch verwirft. Tieck weist dem größten deutschen Dichter, wenn auch nicht dem deutschesten, seinen Platz im 18. Jahrhundert an. Er sieht in ihm den Vollender eines kosmopolitischen Jahrhunderts, der den Schritt unter die Jugend der Jahrhundertwende nicht mehr tun wollte und konnte. Da ging es um Worte, die Goethe nicht mehr verstand, die aber doch verletzten; um Begriffe, die er nicht billigte, wenn sie auch nicht ganz unberechtigt

waren. Die Goethegeneration ist keine Kriegsgeneration. Für sie gilt noch das Bekenntnis, mit dem sich Hermann an Dorothea wendet: „Wir wollen halten und dauern, / Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.“ Goethe ist zwar durchaus nicht unpolitisch, noch hat er politische Fragen immer auf dieselbe Weise beantwortet, aber er ist nicht Patriot im Sinne der deutschen Erhebung. Das verunglückte Festspiel *Des Epimenides Erwachen*, das für die Rückkehr des Königs von Preußen bestimmt war, zeigt seine innere Gleichgültigkeit. Und selbst die alte Verbindung zu Christian G. Körner in Dresden bricht auf Grund verschiedener politischer Einstellung zusammen, wie aus einem Brief Körners vom 28. Mai 1813 an Frd. Schlegel hervorgeht.

Hier darf aber Tieck nicht mißverstanden werden. Abgesehen davon, daß um 1828 die Worte deutsch oder undeutsch politisch nicht umstritten waren, ist auch Tieck politisch nicht extrem. Es geht ihm nicht um die allzudeutschen Gefühle, die er in der Akademie der Lederne (*Die Vogelscheuche*) verhöhnt hat. Sein Deutschtum ist nichts anderes als eine kulturelle Haltung, durch die sich eine geschichtlich bedingte Einordnung der Persönlichkeit in sinngebende Zusammenhänge ergibt. Dieser sogenannte undeutsche Goethe, der an der großen Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts vorbeigegangen ist, der in der bildenden Kunst die Nachahmung der Antike fordert, für den das Individuum gilt, aber nicht die geschichtlichen Massen, ist von der Romantik durch ein anderes Verhältnis zur Geschichte getrennt. Es war für Tieck schmerzlich, daß der Goethe, der mit dem Klassizismus der Weimarer Kunstfreunde fraternisierte, blind gegen die mittelalterlichen Lebenswerte „einer großen Kirche und eines herrlichen Kaisertums“ war. Die Idee, daß das geschichtliche Leben den Bereich darstelle, in dem jedes Gebild am wesenhaftesten in Erscheinung tritt, war Goethe, der mehr auf dem Boden der Biographie und der Autobiographie stand, fremd, während für Tieck die Geschichtlichkeit des Daseins grundlegend wird. Neben dem romantischen Dogma, daß der Mensch völlig dem Strom des geschichtlichen Werdens überantwortet ist, erscheint Goethes historische Haltung leicht ungeschichtlich. Tieck läßt seinen Shakespeare geharnischt aus der geschichtlichen Gärung Englands steigen und in der Tragik der Kriege der weißen und roten Rose seine Reife erreichen. Und er hält dem Individualisten Marlowe ein Bekenntnis entgegen, das aus Tiecks eigenstem Empfinden stammt: „Die Vaterlandsliebe ist ja ein gebildetes, erzogenes Naturgefühl, ein zum edelsten Bewußtsein ausgearbeiteter Instinkt“ (*Dichterleben I*, XVIII, 67). Er sieht aus diesen Kräften und Gefühlen „den Wunderbaum von Leben und Herrlichkeit“ wachsen. Und selbst der gemäßigte Savigny hat nach der Lektüre der *Wanderjahre* Jakob Grimm gegenüber Ähnliches geäußert: „Es ist als wenn Goethe eigentlich gegen das Nationale und Geschichtliche schließen wollte, wodurch aber gerade alle Ströme des wahren Lebens vertrocknen müssen und weshalb diese seine idealen Lebenszwecke dürr und farblos werden“ (*Goethe*, N. F. Bd. 16, 1954, S. 247). „Vielleicht kann

ein Philosoph,“ meint Tieck mit Vorbehalt, „Kosmopolit sein, der Künstler nicht“ (*Kritische Schriften*, II, 251). So und nur so konnte eine Altersgruppe reagieren, die zwischen dem Feuerschein der französischen Revolution und dem Brand von Moskau zur Verantwortlichkeit herangewachsen war, der der Aufbau des Nationalstaates überantwortet und Goethes schöne Bewahrung nicht mehr erlaubt war.

Von da geht Tieck zu einer Diskussion der Grundformen der Dichtung über. Goethe ist in seinen Augen kein Dramatiker, nicht einmal im *Götz*, den er einen meisterhaften „dramatisierten Roman“ nennt und sich dabei auf den erfahrenen Theatermann Schröder beruft, der trotz aller Begeisterung für *Götz* Lenzens *Hofmeister* für wesentlich dramatischer gehalten hat. So empfindet auch Emmrich, der die Aufführung des *Götz* vorbereitet und sich zur Darstellbarkeit des Stückes äußert: „Wie groß auch als Dichter, doch keineswegs theatralisch“ (*Der junge Tischlermeister*, XXVIII, 255). Und er fährt fort: „weder das echte poetische Theater, noch unser konventionelles hat unser Dichter jemals finden können, auch nachher nicht, als er suchte und sich darum bemühte.“ Es geht Tieck dabei nicht um die scharfe Trennung der Gattungen, da er selbst der Vermischung nicht abgeneigt war. Er weiß, daß auch ein Lied dramatisch sein kann. Es geht ihm vielmehr um die geistige Haltung, die hinter dem fiktionalen Vorgang steht. In Kürze: Der apollinische Künstler ist Epiker. Und noch für Nietzsche bedeutet Goethes Kunst „epische Kultur.“ Auch die Schlegelschen *Vorlesungen über dramatische Kunst* heben zu Goethes Mißvergnügen das Undramatische hervor, und Tieck wird zunehmend schärfer. Jede Dresdner Theaterrezension weist auf Goethes mangelndes Theatertalent hin, auf das undramatische Motivieren und psychologische Auseinanderlegen der Charaktere. Hier spricht natürlich auch der Dramaturg mit. Er nennt die Weimarer Theaterleitung negativ und konventionell, weil sie bei der Inszenierung unbedeutender Stücke auf Schliff und melodramatische Effekte und gut bürgerlichen Realismus bedacht ist, womit die falsche Manier – wobei er vor allem an Iffland denkt – bestärkt worden ist. Er macht Goethe, dem er keinen Blick für Schauspieler zutraut, mitverantwortlich für den flachen Konversationston der Bühne, der die richtige dramatische Spielbühne in eine untheatralische Sprechbühne umgeschaffen hat (*Kritische Schriften*, II, 257). Darum gehört ja für Tieck die Tradition des Marionettenspiels, in der noch der Spielcharakter der Bühne lebt, zum Grundstock „eines eigentlichen deutschen Nationaltheaters,“ wie er in den *Briefen über Shakespeare* ausgeführt hat. Er vermerkt Solger gegenüber, wie „in der Seele verdrößlich“ (*Solgers nachgelassene Schriften*, I, 694) Goethes Zufriedenheit mit der unzulänglichen Guckkastenbühne sei, die das Sinnbildliche des Dramas zur verständlichen kleinen Wirklichkeit herabziehe, woran aber gerade seine Beschränkungen als Tragiker und Historiker deutlich sichtbar würden. Ohne Goethes Verhältnis zum Tragischen geringzuschätzen, geht es in der Tieckschen Auseinandersetzung um das Tragische, das nicht mehr

Tragödie wird, sondern Epik, in der sich die Gleichgewichtsstörungen und die Untergangsstimmungen labiler Individuen entfalten.

Tieck kommt dabei wieder auf das Verhältnis zur Geschichte zurück. „Die Historie der Zeit ist gleichsam verschwiegen“ in *Götz*. Nicht der männliche Schritt der Weltgeschichte, noch der heiße Atem der nationalen Geschichte, in der das ganze Leben der Nation Drama ist, gibt den Figuren ihr Schicksal und schreibt ihnen Tat und Handlung vor, wie es in jedem Shakespeareschen Drama zu geschehen scheint. Dort sind die Menschen noch in einem tragischen Mythos befangen und bei den Kämpfen, die sie vor den Augen Europas führen, hält der Zuschauer unwillkürlich den Atem an. Das nennt Tieck dramatisch. In *Götz* geht es aber um etwas ganz anderes. Es geht um das Rührende am Ruppigen des ehrenwerten Berlichingen und um das Interessante an der Dekadenz dieses liebenswerten Weislingen. Das Problem ist in beiden Fällen der Aufbau einer eigenartigen Persönlichkeit. Darauf zielt die Bemerkung des Paradoxen: „Seine historischen Stücke, so viel Weisheit in Wink, Gedanke und Gefühl sich auch vermuten läßt, gehen eigentlich der Geschichte aus dem Wege“ (*Kritische Schriften*, II, 230). Tieck weicht damit ganz entschieden von der zeitgenössischen Kritik ab, die in *Götz* einen biedereren Patrioten und in Weislingen den üblichen höfischen Bösewicht sieht, in dem aber Tieck schon den gefährlich interessanten, modernen Charakter erkennt. Er erkennt in ihm den Menschen ohne Maß, mit gelockerten Bindungen, gefährdet durch das Lyrische und fähig, aus Untiefen heraus oberflächlich zu sein. Er erkennt in ihm den Abenteurer der Innerlichkeit, der ohne dramatisches Schicksal seinen Wert ausschließlich in sich selbst hat. Der Akzent liegt auf Selbstdarstellung und Selbstausdruck, nicht auf Weltereignissen. „Die Reformation, die die Welt anders stellte, der ungeheure Bauernkrieg, Maximilian und die neuere Zeit, Karl V., ja selbst Sickingens merkwürdige Händel erscheinen nicht als große wichtige Tatsachen, sondern werden nur angedeutet“ (*Kritische Schriften*, II, 207). Es geht um die lyrische Geschichte eines Menschentums, das nicht mehr dramatisch wirkt, das sich aber in großen historischen Kulissen spiegeln darf. Tieck erkennt das Sich-wegbewegen vom tragischen Konflikt in den Bahnen einer ausgesprochen zwiespältigen Individualität. Er gerät damit in die Nähe einer Definition über dramatische und epische Fiktion. Entgegen Goethes eigener Meinung, daß das epische Gedicht „den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Untersuchung, die eine gewisse sinnliche Breite erfordert“ (Eckermann, *Gespräche*, 23. XII. 1797) darstelle und die Tragödie „den nach innen geführten Menschen,“ sucht Tieck im Drama den Vorrang des Geschehens und verweist die Darstellung der personalen Existenz in die epische Fiktion. „Wenn Goethe alles mehr auf eine unsichtbare als wirkliche Bühne bezieht,“ heißt es im Brief des Paradoxen, „wenn es ihm wichtiger ist, die Stimmungen des Gemüts, dessen Verirrungen und die Gefühle des Herzens . . . mit fester Hand des reifen Künstlers zu zeichnen, als eine eigent-

liche Handlung darzustellen, die aus Veranlassungen und dem Zusammentritt verschiedener Gestalten und Charaktere hervorgeht und immerdar äußerlich sichtbar werden muß, so ist er, wie ich es begreife, weit mehr erzählender Roman- oder Novellendichter als Dramatiker“ (*Kritische Schriften*, II, 208).

Aus eben diesem Grunde lehnt Tieck auch die Hamletdeutung des jungen Wilhelm Meister ab, der selbst ein Shakespeare sein möchte und nur beweist, daß er kein Dramatiker ist, wenn er Hamlet in eine begrenzte Individualität umdenkt, die den wahren Sinn der Tat nicht mehr in sich aufnimmt, sich eher davon abwendet, den tragischen Konflikt umgeht und verstört wird. Damit entsteht aus dem Shakespeareschen Hamlet eine epische Gestalt von versöhnlichen apollinischen Wirkungen, die nur aus dem klassischen Denken heraus berechtigt ist und für Tieck eher eine Sünde wider den Geist des Dramatischen scheint. Er hatte in späteren Jahren seine Zweifel, wie weit Goethe dem wahrhaften Shakespeare nahe gekommen war, ob er seine Größe und Wichtigkeit in der Zeit erkannt habe. Diese Zweifel sind wesentlich veranlaßt durch das Erscheinen von „Shakespeare und kein Ende,“ ein Aufsatz, in dem Goethe die Meinung vertritt, daß Shakespeare mit seinen übergroßen Spielen nicht an die Bühne gedacht habe, daß sie mehr Lesestoff als Theaterdichtung seien und daß für die Bühne gegebenenfalls die Schrödersche Bearbeitung der Schlegelschen Übersetzung vorzuziehen sei, Äußerungen, für die von Tieck keine Duldung zu erwarten war. Es liegt auf der Hand, daß er nach jahrelangen Studien und einer nie endenden Bewunderung für den Dramatiker Shakespeare seinen Maßstab mehr und mehr von ihm nimmt, so wie Frd. Schlegel sich immer abschließlicher in der Richtung eines Calderonschen Katholizismus bewegt.

Tieck bezeichnet Weislingen als den seelischen Grundtypus der Goetheschen Dichtung, der in *Clavigo* wiederkehrt, im Ferdinand der *Stella*, selbst im *Faust*, der in *Egmont* und *Tasso*, wo schon mehr Vorbedachtes als Strömendes vorhanden ist, seine mächtigsten Ausmaße erreicht und dessen Schwächen im *Wilhelm Meister* und in den *Wahlverwandtschaften* unübersehbar werden. Da ist „eine Süßigkeit der Darstellung“ vorhanden, die dem Euripides eng verwandt erscheint, da ist ein Typus erreicht, der ganz aus der „Schönheit des Gefühls“ lebt, die aber notwendigerweise auch „die Schwäche des Mannes“ ist, um den herum Stimmung, Verwirrung und Leidenschaft aufflackert und das historische Geschehen zum begleitenden Trommelwirbel abschwächt. Tieck ist dabei durchaus nicht unempfindlich für den Zauber dieser Anlage. Er sieht im Werk „die tausend Durchblicke in alle Regionen des Lebens und des Wissens, alles dies ist so verbunden und vollendet früher nie dagewesen“ (*Kritische Schriften*, II, 209). Aber er folgert auch gerade daraus, daß das Stück undramatisch ist. Manches, was Tieck heraushebt, wiederholt sich in den Beobachtungen von H. Meyer, vor allem das Fehlen einer Gegenhandlung, wodurch die Helden eher passiv „am Le-

ben und Schicksal anderer vorübertreiben“ und kaum einer scharfen Spielhandlung bedürfen (*Goethe*, Hamburg 1952, S. 482).

Unter solchen Umständen erscheint die Form des *Werther* von der des *Götz* nicht wesentlich verschieden. Er sieht in *Werther* die Verinnerlichung einer verwundbaren Natur, deren Voraussetzungen schon im *Weislingen* vorhanden sind, die aber selbst in der Theaterbearbeitung des *Tasso* mehr epische als dramatische Möglichkeiten besitzen. Aber für das gestörte Gleichgewicht, für die Angst der Seele und für den Zwiespalt des Lebens hat Goethe im *Werther* eine neue Sprache von absoluter poetischer Gültigkeit geschaffen. Erfahrungen aus dem Zusammenstoß von Traumerfüllung und Wirklichkeit waren gewiß nicht neu und die Schmerzen eines unreifen Seelenlebens waren bekannt, aber das Unausgesprochene ist im *Werther* sagbar geworden. Die Sprache für „die Wunde des Lebens und die Krankheit der Liebe“ ist gefunden. Der junge Goethe gibt ihr Worte, gibt ihr Rechte.

Was aber die junge Generation an *Werther* noch bezaubert hat, verstimmt sie 20 Jahre später an den *Wahlverwandtschaften*. Schon seit dem Erscheinen der *Natürlichen Tochter*, die von den Schlegel mit Stillschweigen übergangen wurde, spricht aus den Briefen der Romantiker eine gewisse Ablehnung. Wo Dorothea Schlegel scharf ausholt und von altern und veraltern spricht (Dorothea von Schlegel, *Briefwechsel*, S. 396), ist Tieck zum mindesten ironisch gelaunt. „Wenn diese ‚Eugenie‘ zu den Fortschritten der Zeit gehört,“ schreibt er an Frd. Schlegel, „so soll man auch nicht unbillig dazu rechnen, daß ich mich selbst rasiere“ (H. Lüdeke, Tieck / Schlegelbriefe, S. 151). Die *Wahlverwandtschaften* selbst werden unumwunden als ein Alterswerk bezeichnet, das Arnim und Brentano nicht sonderlich gewürdigt haben und das im Kreise der Grimm als langweilig gegolten hat. M. Sommerfeld stellt fest (*Deutsches Hochstift* 1926, S. 207), daß Goethes Altersgenossen davon befremdet und die Romantiker nicht angezogen waren. Erst die Wendung zum alten Goethe, wie sie sich besonders in der Forschung unseres Jahrhunderts vollzogen hat, erschließt die Bedeutung des Romans. A. W. Schlegel wollte die Rezension nicht übernehmen oder doch nur unter Zusage voller Anonymität. Daß „dieses allerchristlichste Buch“ eines „dezidierten Unchristen,“ wie Th. Mann sagt, Dorothea Schlegel und ihrem Kreis nur zuwider sein konnte, ist selbstverständlich. Frd. v. Raumer hat in seiner derben Art den Roman glattweg „schaudervoll“ genannt und meint, Goethe habe „wie Jacobi die Wunden wohl nachgewiesen, beide haben mit psychologischen Messern darin gewühlt, aber unter dem Pflaster, was sie darauf legen, eitert die Wunde weiter oder wenn sie heilt, bleibt die Narbe ohne Verklärung zur Schönheit.“¹³ Tieck vermißt die Lösung durch Spiel und Scherz, nennt aber die *Wahlverwandtschaften* ein Meisterwerk, in dem „die Auflösung des Lebens“ und seiner stabilisierten Werte „am tiefsten schneidend und am zerstörendsten“ fühlbar wird (*Kritische Schriften*, II, 162). Da ist keine Rede

¹³ Frd. v. Raumer, *Lebenserinnerungen und Briefwechsel*, Leipzig 1861, II, 200.

vom Unsittlichen der Handlung, was die zeitgenössische Kritik vorwiegend beschäftigt hat und wogegen Tieck in seiner Novelle *Die Verlobung* offen Stellung genommen hat. Er weiß, daß „die Seelengesundheit“ der Zeit zu wünschen übrig läßt, aber der Eduard des Romans, „eine auf Zerstörung angelegte Natur,“ wie Rehberg im Nachwort zur Studie sagt (ebd., II, 303), ist offensichtlich ein gehätschelter Spätling aus der Weislingen-Reihe. Tieck sieht „die innere Dramatik des Lebens, Ehe, Familie und die nächsten Bedingungen zu willkürlich aufgelöst,“ was schon an der *Stella* verstimmt hat.

In einem Brief von Solger sind Gründe entwickelt, warum Tieck, „ja warum mir selbst oft so unheimlich zu mute ist, um gern viel darin zu lesen.“ Und Solgers Äußerungen sind umso wertvoller, als Goethe selbst Solgers Kritik der *Wahlverwandtschaften* (1809) Eckermann gegenüber gebilligt hat. Schon hier war darauf hingewiesen worden, daß in der modernen Welt das Individuum an erster Stelle stehe, daß Individualität sein Geschick sei und daß das Individuum „kein anderes Geschick als die Liebe“ habe. Er kommt in einem späteren Brief darauf zurück: „Unter dieser Macht verstehe ich keineswegs ein göttliches Schicksal, wie es die Alten hatten . . . was hier wirkt, ist weit mehr physisch und eben deshalb einseitig und die Harmonie der menschlichen Natur zerreißen, und die beiden Paare trennen und teilen unter sich, was nie gesondert werden sollte“ (*Solgers nachgelassene Schriften*, I, 368). Das führt aber Solger auch zu einer logischen Folgerung: „Das Drama ist die wahrste Darstellung der Gattung als des Erstgeborenen und des Individuums als des Zweiten. Die alte Kunst ist also in ihren innersten Gründen dramatisch; selbst in der Erzählung, wie bekannt, im Homer“ (ebd. I, 177). Von diesem Standpunkt aus nennt er auch *Iphigenie* und *Tasso* tragische Romane.

Das Makabere im bürgerlichen Lebensrhythmus, das bei Goethe an Stelle der Ironie tritt, die die Subjektivität aufheben könnte, erzeugt die Untergangsstimmungen in den zwischenmenschlichen Beziehungen, was Tieck abstößt. Der Romantiker erschrickt vor dem Pathologischen, das die Wurzeln des Daseins anfrißt, die er im Grunde verehrt. Und gerade darum ist der *Don Quichote* für ihn der vorbildliche Roman geblieben, hinter dem auch *Wilhelm Meister* zurücksteht, weil Cervantes über das subjektiv nicht mehr Faßbare hinaus auch das objektiv Gesicherte unserer Welt dargestellt hat, wodurch der Roman die Totalität großer Epik erreicht.

Aus der Mehrstimmigkeit der Kritik ergibt sich — ein unsterblicher Frankfurter Goethe, ein vereister Weimarer Goethe. Das Schlußwort dazu hat Tieck seinem Freund, dem hannoveranischen Kabinettsrat A. W. Rehberg, der jahrelang in Dresden gelebt hat, überlassen. Sein kritisches Draufgängertum streicht und unterstreicht ohne Bedenken. Rehberg bezweifelt die Zuverlässigkeit von Tiecks Ausführungen über Goethes Einfluß auf Walter Scott und Byron. Und wo *Fausts* Einfluß auf Byron zugestanden ist, findet er die englische Version „in so viel schönerer

Sprache und eigenartiger.“ Schillers Art ist schonungslos dargestellt. Nicht Goethe, sondern er hat, wie Rehberg meint, was der große Durchschnitt will: „Denken und Grübeln, sich in Abstraktionen versenken, mit hochtönenden halbverstandenen Sinnsprüchen sich erheben, sich rühren, sich ergötzen lassen . . . bei ihm darf die Freude selbst nicht heiter und fröhlich sein. Auch sie muß sich in den Abgrund des menschlichen Herzens und Schicksals versenken, damit der Würde der Dichtkunst nichts vergeben werde“ (*Kritische Schriften*, II, 309). Die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe, der seiner Meinung nach zum mindesten innerlich die wahre Übereinstimmung gefehlt hat, ist daher eher für beide ein Nachteil gewesen und hat ins Sentenziöse geführt. Damit war auch der Schillerverehrung der Jungdeutschen ein Denkkzettel gegeben.

Rehberg widmet dem *Werther*, den auch er als „bezauberndes Gedicht“ empfindet, eine weitläufige Diskussion, die vor allem die Anlage der Fabel aufgreift, und berührt dabei, was die neuere Forschung gründlich dargetan hat, daß der Held aus dem Erlebnis der Liebe allein nicht verständlich ist, sondern als Mensch gesehen werden muß, „der mit dem Gefühl einer großen Bestimmung, von der er sich keinen Begriff machen kann, das Bedürfnis nach einer starken Leidenschaft verbindet, zu der er sich nicht zu erheben vermag“ (*Kritische Schriften*, II, 301). Und Rehberg knüpft daran die Schlußfolgerung, daß für einen Helden, der die Welt deshalb verachtet, aber nicht erkennt, der Pistolenschuß unvermeidlich ist.

Seine Ausführungen über die geschichtliche Lage des Sturm und Drang sind von gesteigerter Aggression. Er sieht eine fähige Jugend irregeführt, er vermißt an Goethe, „der nach der Gunst aller Parteien haschte,“ das Führergewissen. Aber er rückt der Verschiebung des Schwerpunkts im Schöpfungstum Goethes auch schärfer zu Leibe als Tieck. Der Geheimrat von Goethe, dessen *Wahlverwandtschaften* in den Salons der Bürgerlichen „mit gähnendem Entzücken genossen werden,“ hat nichts mehr mit dem Frankfurter Dichter zu tun. Die kritische Trennung des Frankfurter Goethe vom Weimarer Goethe, wie sie in Tiecks Goethebild vollzogen war, beschäftigt Rehberg nur umso mehr. Und doch fehlt auch ihm noch das einfache Wort dafür. Er vermag aber einen Schritt weiter zu gehen, wenn es sich nur um Walter Scott handelt. „Walter Scott, der metrische Dichter, und Scott der Romanschreiber, sind zwei ganz verschiedene Wesen“ (ebd. II, 311). Natürlich sind Vers und Prosa keine ausschlaggebenden Kennzeichen, aber etwas ist derb ausgesprochen: Dichter und Romanschreiber sind zweierlei. Und das trifft auch auf Goethe zu.

Das Bemühen Tiecks, den einen vom andern abzugrenzen und dabei weder an Bewunderung noch an Abwehr zu sparen, was ihm von O. Walzel bis J. Körner den Vorwurf der Oberflächlichkeit und der Heuchelei eingetragen hat, hat in seiner Art doch zu einer erstaunlichen Fest-

stellung geführt: Da lebt in einem Menschen das größte Genie und etwas wie sein abtrünniger Schatten — ein Faust und ein Mephisto. Dabei ist zu beachten, daß es Tieck nicht um die Verherrlichung eines Prometheus auf Kosten eines Olympiers ging, nicht um einen revolutionären Übermenschen, wie ihn die naturalistische Jugend des späten 19. Jahrhunderts gesehen haben will und damit das fanatischste Goethebild aufstellt. Was bei Tieck noch in Bildern und Gedanken gesagt war, ist im Schrifttum des alten Emerson mit stiller Selbstverständlichkeit ausgeführt. Er spricht in *Representative Men* von den großen urbildlichen Menschen und wählt unter den Dichtern Shakespeare und unter den Schriftstellern Goethe, dessen naturwissenschaftliche Wahrhaftigkeit er dem Lyrischen der Dichtung vorzieht. Damit ist das Wort gefallen, das die Frage nach dem so anders gearteten Goethebild zu beantworten vermag. Tiecks Goethebild ist auf den Frankfurter Dichter zugeschnitten, denn nur den Dichtern, die noch von der Gnade Gottes geführt sind, gehört die Ewigkeit. Dem Schriftsteller Goethe, dessen Genauigkeit der Beobachtung und dessen bekenntnisreiche und erzieherische Tendenz das Publikum aller Länder anzieht, gehört die Wirkung in der Zeit.

Es ist bezeichnend, daß der alte A. W. Schlegel unter dem Eindruck der schriftstellerischen Spätwerke und der Veröffentlichungen aus dem Goetheschen Nachlaß, wofür er das kaum verziehene Wort vom „Aufwasch und Auskehrich“ gebraucht hat, am 2. Juni 1836 an seinen Freund Tieck schreibt: „Die Zeit wird die Schlacken wegsäubern. Es muß zu einer Auswahl kommen: Werke des lebendigen Goethe.“ Dieselbe Generation, die in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts den „lebendigen Goethe“ in die Weltliteratur eingestellt hat und damit den Dichter Goethe meinte und nicht den Staatsmann und Schriftsteller, hat mit dem Jünglings-Mythos eine lange Weile unser Goethebild bestimmt. Es war unser Anteil, den Schriftsteller und Bürger Goethe zu entdecken, umso mehr als uns im Fortschritt des 19. Jahrhunderts der Begriff „Dichter“ mehr oder minder abhanden gekommen war und der Schriftsteller mehr von unserem eigenen schmerzlichen Gesicht hatte. Damit steht das Goethebild noch einmal vor einer Wandlung. Auf den Wegen über das Sprachkunstwerk mögen wir heute Schlegels Forderungen erfüllen und aus der Einheit von Dichter und Schriftsteller noch einmal den Zugang zum „lebendigen Goethe“ finden.



EIN UNVERÖFFENTLICHTER BETTINA-BRIEF

WERNER VORDTRIEDE
University of Wisconsin

An Herrn Baron Siegmund v. Arnim

Adr. Mdme Flesch

Salzgraben No. 478

Hierbei ein Packett mit

Achen

gedruckten Sachen

Lieber Siegmund Ich habe mein möglichstes gethan, Dir alle Notitzen zu verschaffen, beiliegendes ist was ich durch mehrere die eben ein brillantes Examen in diesem Gegenstand gemacht haben erfuhr — die beiden unterstrichenen Werke sind die Hauptgegenstände worin Du alles findest. Savignys Aufsatz ist ein academischer und ist vergriffen ich hab mich an ihn selbst gewendet ob er vielleicht ein Exemplar hat das er mir leihen kann für Dich, habe aber noch keine Antwort. Hat er eines so werde ichs gleich mit der Post nachschicken.

Beifolgende Theile von Rau sind die einzigen Bücher die hier zu finden waren, selbst bei Antiquaren hab ich die andern nicht gefunden. Freimund hat Urlaub vom Prinz August erhalten zu einer Reise nach England. Er ist von allen Seiten mit Empfehlungen versehen und wird ungefehr in 14 Tagen dahin abgehen er freut sich sehr darauf und mir macht es unendlich viel Freude daß er endlich einmal eine Reise macht. Louis Brentano ist auch dort in London nehmlich. Du fragst ob ich eine Reise nach Frankfurt mache? — Nein ich werde eine Reise nach Beerwalde machen gegen den Herbst, mit den Kindern um zu sparen. Schreib mir doch wie es mit Deinen Geldangelegenheiten geht wohin ich Dir Geld schicken soll, und wie viel? Der Alexander Bethmann ist seit ein paar Tagen hier, er hat gleich nach Dir gefragt und war ihm sehr leid Dich nicht zu treffen. Ich kann Dir nur sagen daß ich bis über die Ohren im Übersetzen begriffen bin, daß in 8 Tagen mein Buch abgeht daß ich deswegen den Freimund hinschicke daß ich vor kurzem einen Brief aus Norwegen erhalten habe über mein Buch daß mich eine Menge Ausländer bestaunen daß man mir die Korrekturbogen meiner englischen Übersetzung wegnimmt um etwas von mir zu haben. Adieu und laß bald von Dir hören

Mutter

am 23 ten Ju 1837

(Hinten auf dem gefalteten Blatt die Bemerkung:)

Dieser Brief ist geschrieben von meiner Tante der Baronin Bettina von Arnim, geb. Brentano.

Louis Brentano

Dieser bisher unveröffentlichte und wortgetreu mitgeteilte Brief ist aus verschiedenen Gründen von bedeutendem Interesse. Er zeigt uns

Bettina, seit 1831 verwitwet, in ihrer eigentümlichen Doppelrolle: als tatkräftig helfende Mutter ihrer Kinder (Freimund, Siegmund, Friedmund, Kühnemund, Maximiliane, Armgard und Gisela) und als unberatene, ihr Leben dichtende Dichterin. Vor zwei Jahren, 1835, waren die ersten beiden Bände ihres ersten Buchs, *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*, erschienen. Die Freude über den eben einsetzenden, noch ungewohnten Dichterruhm, der ihr dadurch zuteil wurde, gibt dem sachlichen Brief am Ende den hohen optimistischen Schwung. Außerdem vermittelt uns der Brief aber ein wertvolles Zwischenglied zur Enträtselung der Entstehungsgeschichte ihrer eigenen so abenteuerlichen Übersetzung ins Englische. In einem unlängst erschienenen Aufsatz habe ich versucht, dieses bisher so gut wie unbekannte Abenteuer Bettinas Schritt für Schritt nachzuzeichnen.¹ Die einzigen Unklarheiten waren nur noch, wann die in Berlin für Bettina gedruckten Bände der Übersetzung nach England abgesendet wurden und wieso Freimund grade in England war. Beide Fragen beantworten diese Zeilen genau. Schließlich ist der Brief auch deshalb wichtig, weil wir eben aus dem Jahr 1837 bisher fast keine Bettinabriefe kannten. Ein bisher undatierter an ihren Bruder Clemens, der in der *Corona* abgedruckt wurde,² (und den ich in meinem erwähnten Aufsatz als in das Jahr 1838 gehörend vermutete, was hiermit richtiggestellt sei), wird durch den uns vorliegenden nun datierbar: er stammt, da er Freimunds Aufenthalt in England erwähnt, aus demselben Juli 1837.

Bettina schreibt hier an ihren zweitältesten Sohn, Siegmund (1813-1890), den späteren Diplomaten. Der Vierundzwanzigjährige studiert Jurisprudenz und Nationalökonomie. Er verbringt eben die Sommerferien in Aachen und scheint ziemlich nahe vorm abschließenden Examen zu stehen. Dazu hat er seine Mutter gebeten, ihm eine Anzahl Bücher zu verschaffen, und Bettina findet, mitten in dem schwierigen Versandgeschäft der 7000 Exemplare ihres englischen Goethe-Briefwechsels, mitten in der sie ganz in Anspruch nehmenden Übersetzungsarbeit am dritten Band, Zeit genug, um die Wünsche ihres Sohnes zu erfüllen. Das Bücherpaket geht gleichzeitig mit diesem Brief ab.

Um welchen Aufsatz Savignys es sich handelt, ist nicht mehr festzustellen. Bettinas anfragender Brief an ihren Schwager ist nicht erhalten. Hübsch ist es, hierbei abzulesen, wie diese weitverzweigte und begabte Familie gewissermaßen autark leben konnte; irgendein Familienmitglied hat immer irgendetwas Wissenschaftliches oder Dichterisches, was ein andres grade sucht. Bei Rau handelt es sich vermutlich um den Nationalökonom Karl Heinrich Rau. Da hier von „Teilen“ eines Sammelwerkes die Rede ist, sind vielleicht die ersten Lieferungen seines

¹ „Bettinas englisches Wagnis“, *Euphorion*, August, 1957.

² „Bettina an Clemens Brentano“, *Corona*, VII, 42/43. Der Brief ist datiert „am 31. July“ und enthält die Nachricht: „Freimund ist in diesem Augenblick in London mit Louis Brentano um meine englische Übersetzung dort in Gang zu bringen.“

Werks *Archiv der politischen Oekonomie und Polizeiwissenschaft* gemeint, das Rau zwischen 1835 und 1853 herausgab. Freimund, der spätere Verwalter des Familiengutes, ist Bettinas ältester Sohn (1812-1863). Louis Brentano ist Bettinas Neffe, Sohn ihres Bruders Georg (1775-1851), des ersten Sohnes von Maximiliane Laroche-Brentano. „Beerwalde“ ist der Arnimsche Familienbesitz. Er bestand aus dem Gutshaus Wiepersdorf und dem alten Ritterschloßchen Bärwalde, beide im „Ländchen Bärwalde“, das von den Arnims als Herrschaft regiert wurde. Nach Achim von Arnims Tod hatte Pitt von Arnim das Herrenhaus Wiepersdorf verpachtet, so daß seit 1831 nur noch das kleine Schloß Bärwalde der Sommeraufenthalt der Familie war. Alexander Bethmann ist der Sohn der befreundeten Frankfurter Bankiersfamilie.

Die Übersetzung also ist Bettinas Arbeit am dritten Band ihres Goethe-Briefwechsels, dem *Tagebuch*, das sie mithilfe von Wörterbüchern und Grammatiken, ohne die englische Sprache je gelernt zu haben, nun ganz alleine übersetzt. Die ersten beiden Bände, für die sie noch einige Helfer hatte, liegen also zu diesem Zeitpunkt fertig gedruckt vor und sollen Anfang August nach England an den Verleger Longman gesandt werden, der sie im Kommissionsverlag übernehmen soll. Sie sind tatsächlich, aber wie wir jetzt sehen, mit einiger Verspätung, erst im Oktober dieses Jahres bei ihm erschienen. Ihren Sohn Freimund schickte Bettina also eigens nach London, damit er die Verhandlungen mit Longman leiten konnte. Er scheint etwa eine Woche nach der Bücher-sendung dort eingetroffen zu sein. Noch ist Bettina voller Hoffnung und Vorfreude. Sie ahnt noch nicht, daß ihr die beiden ersten Bände ihrer Übersetzung nur große Schulden und Spott bringen werden und daß der dritte Band, an dem sie eben übersetzt, ihr Ansehen in England völlig vernichten wird.



AMERICAN GOETHE SOCIETY

The American Goethe Society, Baltimore Chapter and Washington Chapter, can look back upon a series of stimulating and interesting lectures presented during the academic year 1957-58. As in the past, these two independent organizations co-ordinated their lectures to a high degree. The President of the Baltimore Chapter during the past year was Professor William H. McClain of The Johns Hopkins University; of the Washington Chapter Professor Wolfgang S. Seiferth of Howard University.

The following lectures were given: Heinz S. Bluhm (Yale), "Martin Luther in letzter Selbstschau" (B, W); Curt von Faber du Faur (Yale), "Über Hermann Broch und seinen *Tod des Vergil*" (B, W); Helmut A. Hatzfeld (Catholic University of America), "Goethes Beurteilung der romanischen Klassiker und die heutige Kritik" (W); A. E. Zucker (University of Maryland, "Henrik Ibsen — Fifty Years After", (W); Oskar Seidlin (Ohio State University), "Eichendorff-Gedenkfeier" (W); Elizabeth Wilkinson (University of London), "What is the Poem about?" (The Problem of Form and Content in the Aesthetics of German Classicism) (B, W); Wolfgang S. Seiferth (Howard University), "1797 — Goethes Balladenjahr" (W); Leo Spitzer (Hopkins), "The German Ideas underlying the American University" (B); Taylor Starck (Harvard), "The Quarrel between Jacob and Wilhelm Grimm concerning the Translation of the *Edda*" (B); Edgar Lohner (New York University), "Was ist ein modernes Gedicht?" (B).

For previous reports on the activities of the two societies, see *Monatshefte* XLVIII (1956), 281-282, and XLIX (1957), 272.

— A. J. P.

HERMANN HESSE: FROM EASTERN JOURNEY TO CASTALIA

MURRAY B. PEPPARD
Amherst College

When Hesse's *Das Glasperlenspiel* appeared in 1943 it bore the dedication: "to the Eastern Wayfarers." This refers to the small book *Die Morgenlandfahrt* published eleven years earlier. These two books now seem to be the final works of creative fiction that Hesse has given his readers. Work on *Das Glasperlenspiel* was begun even before the appearance of *Die Morgenlandfahrt*, and many themes of this book reappear in the biography of Joseph Knecht, which has been translated under the title of *Magister Ludi*. Both books emerge from the same creative period of the author and represent the same striving. They have the common purpose of keeping alive in Hesse's readers a sense of spirituality and a faith in ideals and the life of the mind. With the beginning of the Nazi period in Germany Hesse's main purpose in writing, as may be seen from his letters, was to preserve values, to comfort the confused, and to strengthen the wavering. For this reason *Das Glasperlenspiel*, in contrast to the earlier book under discussion, is more emphatically a reaction against the spirit of the times and stresses more onesidedly the preserving and ordering elements of culture.

It is the aim of this paper to discuss *Die Morgenlandfahrt* as both a prelude to *Das Glasperlenspiel* and as a failure to achieve it. The journey to the east is a postulate and a program not realized until the composition of *Das Glasperlenspiel*. The journey to the east is the tale of a spiritual home-coming that takes place outside the normal bounds of time and space and seeks to conjure up in evocative prose a return to inwardness. Although some references to actual times and places are given—the trip is supposed to reach the Orient via Swabia—it is really a return into the timeless Middle Ages, a hypothetical past in which miracles and magic are still possible. Historical personages are mingled with characters from literature, authors of books consort with the figures they have created, and several of Hesse's own figures appear. *Das Glasperlenspiel* is not in this same way an escape into the world of wonders, but it too is set in a mythical age, a Utopian age of the future which bears many characteristics of an idealized eighteenth century. The same strivings, the same goals and ideals motivate the H. H. of the earlier book and the later Joseph Knecht. Both heroes must go through Hesse's characteristic pattern of learning. They proceed from an original certainty and feeling of belonging through a period of doubt and questioning to a final stage of regained certainty on a higher level of insight. This triadic scheme is somewhat obscured in *Das Glasperlenspiel*, where the third and final stage of Knecht's development is only hinted at. The concept of service to ideals beyond the narrow bounds of the individual, the theme of education by exemplary

living, and the reverence for our cultural heritage appear in the same light in both books. The goal is the same: to describe the life in the spirit—the life of the mind that moves freely throughout the realm of the imagination. A spiritual way of life is to be described, a life of inwardness and a high sense of play, but only in *Magister Ludi* does Hesse achieve a form of narration that permits him to render graphic and imaginable the realm and the way.

Early in *Die Morgenlandfahrt* Hesse states that: "Unser Morgenland war ja nicht nur ein Land und etwas Geographisches, sondern es war die Heimat und Jugend der Seele, es war das Überall und Nirgends, war das Einswerden aller Zeiten." He goes on to state that: "... mein Glück bestand tatsächlich aus dem gleichen Geheimnis wie das Glück der Träume, es bestand aus der Freiheit, alles irgend Erdenkliche gleichzeitig zu erleben, Außen und Innen spielend zu vertauschen, Zeit und Raum wie Kulissen zu verschieben." Mention is made of a future "Psychokratie," but only later in *Das Glasperlenspiel* is a pedagogical province with its reign of the spirit described in visualizable contours. The playful wandering through the past of the earlier book is repeated in the pedagogical province as an instrument of education and finds its final form in the autobiographies of Joseph Knecht appended to the novel. It is significant that in this book Hesse consciously set out to create a world that would be a framework for the ideas which he had already touched upon but not fully developed in the journey to the east. "Die Schaffung einer gereinigten Atmosphäre war mir nötig, ich ging diesmal nicht in die Vergangenheit oder ins märchenhaft Zeitlose, sondern baute die Fiktion einer datierten Zukunft. Die weltliche Kultur jener Zeit wird die gleiche sein wie heute, dagegen wird eine geistige Kultur da sein, in der zu leben und deren Diener zu sein sich lohnt" (*Briefe* 96). On the other hand in *Die Morgenlandfahrt* it is asserted that the journey to the east is a journey homewards, a journey to a spiritual home, but this home is not described or delineated. Until the achievement of *Das Glasperlenspiel* Hesse tended to speak of the search, not of the home, of the way toward the goal, but not the goal. His final work contains a full portrait of what in previous works was but a promised vision. The central figure, Joseph Knecht, is portrayed as growing and searching, but in an idealized atmosphere and in what initially is apparently a perfect situation. The fact that a search for the right way of life is being described emerges only gradually, since the reader starts with given conditions where search no longer seems necessary. The basic irony of the story consists in the progressive revelation of imperfections in the pedagogical province and in Joseph Knecht's growing awareness of them.

In the story of the eastern wayfarers Hesse complains at length about the inadequacy of language to communicate the wonders and mysteries of the league of wayfarers. Part of this is, of course, rather obvious irony, for as the complaints continue the story proceeds, and

as the author emphasizes his inability to tell it in words the story is told. But this is more than just playfulness on Hesse's part, for he is in fact unable to describe the league and its journey. In the chase of the ideal and the pursuit of the lost league Hesse has given us charming symbols of the loving if erring devotion to a concept of service and loyalty to the world of values. But they remain shadowy symbols whose substance we cannot visualize. The whole book remains in mid-air as a pleasant but rather insubstantial groping for something elusive. A series of associative allusions is combined with a loose pattern of suggestive hints in lightly connected episodes. There is in the fourth section some scenic delineation and a sense of fictional reality. In this part, as in a tale by E. T. A. Hoffmann, the inner world of poetic reality seems to emerge from the prosaic everyday life of the hero, who for the moment re-enters the sphere of inwardness which he had lost. Inwardness as such is hard to describe; it may be seen in action or exemplified in response to carefully staged situations, but talk *about* inner psychic states is not narrative. The essayistic nature of much of Hesse's writing is as evident in *Die Morgenlandfahrt* as it was in *Kurgast* and *Die Nürnberger Reise*. *Das Glasperlenspiel* too is concerned primarily with states of mind, but this concern is made evident in the development of a plot, and the stages of growth of the central figure are illustrated in actions. To say of *Die Morgenlandfahrt* that it has no plot is not enough, for the absence of a well-knit narrative is part of the technique of the book. The ironic progress of the story lies in the very attempt to write the history of the league and in the failure to do so. With this as the thread of the story, or its major motif, if motif be understood as that which motivates or sets in motion a theme or the subject matter, little can be done for developing these themes in the usual sense of narrative.

The climax of the story of the eastern wayfarers is the healing of the musician-hero's split personality and his backsliding into a dualistic view of the world. It takes place in the symbolic merging of the hero with the image of Leo, who is at once the chief servant and the leader of the league of eastern wayfarers. This conclusion throws retroactively a strange light on the earlier sections, for at the end we realize that Leo, the idol and guide of the erring hero, is but his alter ego and not an individually realized character. This merging of two apparently antithetical figures reminds one of the magic theater of *Der Steppenwolf*. Pablo and Mozart, at first presented as polar opposites, turn out to be identical. This sort of imaginative play with polar extremes is part of Hesse's attempt to resolve symbolically in fiction the dualities of life as he experiences them. The cure, or the healing process, dominant in both *Der Steppenwolf* and *Die Morgenlandfahrt*, consists in bending the poles together, to use a phrase from *Kurgast*. This sort of conclusion, namely that of a redeemed, awakened, or cured hero, is typical of Hesse and is evidence for the primacy of the pedagogical

in all his works. There is a strong didactic motivation apparent in most of his writing, even if this sometimes is concealed by humor or pathos. *Kurgast* (1925) and *Die Nürnberger Reise* (1927) are both related to the tale of the journey to the east, not only in that the hero in every case is quite patently the author Hesse himself, but also in the attempt to resolve the dichotomies of life by a humorous approach that is capable of seeing the ultimate underlying principle of unity in the world. Both autobiographical sketches end with a temporary cure of the author, thus staying within the pattern mentioned above. In *Die Morgenlandfahrt* Leo says of the author's errors: "Sie erledigen sich dadurch, daß wir über sie lächeln." This is both reminiscent of the laughter of the "immortals" in *Der Steppenwolf* and anticipates the serene smiles of *Das Glasperlenspiel*.

Die Morgenlandfahrt stands in a transition period from the frenetic tone of *Der Steppenwolf* to the classic serenity of *Das Glasperlenspiel*. In *Der Steppenwolf* the acquisition of a grandiosely humorous view of the world is the dominant note of the conclusion. The ability to see Pablo and the jazz he represents as part of the same basic principle as the immortal world of Mozart's music is proof of this humor. As again later in *Das Glasperlenspiel*, the key word for this humorous view of life is *Heiterkeit*, which may be translated as serene joy or joyous calm. This *Heiterkeit* is achieved only after plumbing the depths of despair and tortured introspection. Only after a long struggle against the iron walls of egocentricity is Harry Haller able to break through, under Pablo's guidance, to a humorous view of himself and the world. The healing process reaches its high point in the so-called magic theater, in which the hero indulges his urges in illusive fantasy, learns to see the many facets of his complex personality, and finally laughs at the world and himself in a releasing, redeeming kind of celestial laughter. Music is the main motif here as later in *Das Glasperlenspiel*, where Knecht is won for the pedagogical province of Castalia through music and the personality of the old music master. The healing power of music is not a prominent theme of *Die Morgenlandfahrt*, although it is significant that the central figure is a musician, but the cure of life problems through humor is similar, and the guidance of the hero by a wiser person — even if that person turn out to be but his own better self — is the same familiar theme.

Both *Der Steppenwolf* and *Die Morgenlandfahrt* deal with a kind of apostasy from the right way of life. In both there is a weariness of spirit, a flagging of spiritual energy that leads to despair, thoughts of suicide, disgust with culture and *Geist*, and a longing for escape. Viewed in this light *Die Morgenlandfahrt* seems to point back toward the works of the 1920's with their problematics and their tentative solutions more than toward Hesse's final creative work, *Das Glasperlenspiel*. Yet this latter work is the fulfillment of what was attempted in *Die Morgenlandfahrt* and prepared for in the visions of a better, more

serene world given in earlier works such as *Der Steppenwolf*. The province of Castalia is the successful depiction of a journey to the east in its figurative sense. In it a dedicated league of scholars — no longer wayfarers — is at last described in its essential details and comes alive for the reader. The theme of teaching by exemplary living, which is only suggested in the relationship of H. H. to Leo, is beautifully exemplified in the relation of Joseph to the old music teacher. The theme of depersonalization, that is, of the submergence of the individual in service to something higher than and outside the self, is also portrayed with much more convincing detail in the life of the music teacher.

There is no pedagogical province in *Die Morgenlandfahrt*. In its successful completion, if we may refer to *Magister Ludi* in this way, a complete framework is built up within which the educational process may take place. Within this province there is provided a sphere of activity for those who have achieved the goals of dedicated inwardness and serene service toward which previous Hesse characters are shown as striving. In *Das Glasperlenspiel* much of the problematics of the earlier works of Hesse has disappeared, giving way to an idealized situation in a region which consciously avoids those problems which we have come to associate with Hesse. The stresses and strains of adolescence, the pangs of puberty, the suffering from a sense of sin and guilt — all these are left behind in Castalia. They are absent too in *Die Morgenlandfahrt*, in which for the first time in Hesse's works, anticipating the atmosphere of Castalia, the central figure has to cope with a purely intellectual problem. The story is focussed on a single intellectual task, and that not a creative but a descriptive one. It is interesting to note that the author is attempting to write the history of the league of eastern wayfarers, for it is the impact of history and an historical approach to Castalia on Knecht which influence significantly his decision to leave the province.

The conclusion for the biography of Joseph Knecht has been much discussed and criticized. For our purpose it is sufficient to note that Knecht, like all the characters whom Hesse has created, must grow and develop and must pass through doubt and questioning as necessary life stages. The final rejection of Castalia by Knecht is made in order that he may tutor a challenging pupil from the world outside Castalia, thus continuing his pedagogical service, even if in a very different sphere. His departure from Castalia does not mean, however, a total refutation of those values for which it stands. Even the excesses of the province, which arise from its perfection in isolation, do not by themselves determine his departure, which is basically motivated by the urge to continue his own self-development beyond the limits set by Castalia. Joseph Knecht contains within him the same indomitable drive toward self-determination which characterizes most of Hesse's heroes. Unlike his revered music master he does not identify himself totally with his office, nor does he lose himself in service to the ideals

of the organization of which he has become a leader. He is not an ideal figure, but a seeker like Hesse's earlier heroes. He becomes an apostate with respect to Castalia and its way of life, but this time Hesse approves and affirms the apostasy, for in leaving the pedagogical province Knecht is being true to himself and his own inner call.

Following the main part of the novel three autobiographical sketches of the young student Knecht are appended. Such attempts at self-portrayal are encouraged in Castalia for much the same reasons as the diary was cultivated in the eighteenth century: they lead to self-awareness and help one gain objectivity with regard to one's inner life. In Castalia there is the additional motive of having the young students practice visualizing themselves in different historical periods and settings. The motif of wandering through different ages which we knew from *Die Morgenlandfabrt* reappears in *Das Glasperlenspiel*, and again as a form of play, but now with a definite educational purpose. In this one example we have a fine illustration of how the playfulness of *Die Morgenlandfabrt* becomes a functional and educational form of play in *Das Glasperlenspiel*. The autobiographies are essentially three different learning situations with the same principle of education worked out in different environments and historical ages. In each one a single teacher and a single pupil form the basic relationship. The principle of teaching by exemplary living is illustrated in each autobiography. The result of the teaching is in every case that of the pupil's learning a way of life and an attitude toward life which will allow him to realize his own potential. In this way they represent variations on the relationship of Knecht to his beloved music teacher. They also remind one of the relationship of Narziß to Goldmund and of Leo, the servant, to the H. H. of *Die Morgenlandfabrt*. Any one of these autobiographies could emerge from *Die Morgenlandfabrt* as a parable of learning and the search for a way of life under the direction of an older, wiser guide. But the journey to the east talks *about* the search, giving us only in ironical indirectness the suggestion of a journey which allegedly cannot be described. The archive kept by the league of wayfarers, for example, illustrates a motif that is incompletely realized, in contrast to the *Spielarchiv* of Castalia, which is established as a reservoir of learning and as a symbol of the preservation of culture.

Nevertheless in the tale of the wayfarers Hesse does communicate successfully the sense of wandering for the sake of spiritual quest. At the same time he makes apparent that the quest, even when broken off and seemingly abandoned, continues under the guidance of the league. In the midst of all the would-be historian's confusion and aberrations there is still a sense of being led toward a goal. This goal, namely reunion with the league of eastern wayfarers, cannot be attained by stubborn effort. An act of grace from above is necessary, just as in *Das Glasperlenspiel* all the awakenings of Joseph Knecht are portrayed as being more the result of grace and guidance than the product of meditation

and conscious striving. Reunion with the league of wayfarers is established by the author as being symbolic of the life of the mind, of the ability to find a home in the realm of ideas, which is beyond time and space. Representative of this timelessness is the wandering through the various periods of cultural history, notably the Middle Ages, with ease and pleasure. Some of the people mentioned as being members of this league are fictional characters, some belong to our century, some to past ages. Critics have been unable to identify all the persons alluded to in *Die Morgenlandfahrt*, just as there has been some disagreement in identifying some of the cryptic names in *Das Glasperlenspiel*.

The allusive name-giving and the mixture of historical with fictional characters are part of the *Spieltrieb* that is so strong in the books under discussion. The sense of play in *Die Morgenlandfahrt* is intimately connected with the festive nature of the wandering of the league and is interwoven with the apparent aimlessness of the whole undertaking. Leo asserts that life itself, when it is happy and beautiful, is a form of play. In *Das Glasperlenspiel* the game of beads itself provides a focus for the ceremonies that accompany it, and the whole hierarchical structure of the province of Castalia constitutes a framework within which the urge to play has been given a serious function. It has the important task of preserving culture, of reliving in festive form our cultural heritage and maintaining, even if only in imitative and non-creative form, the values which have been inherited from the past. Ritual plays such an important role that the book has a slightly Byzantine atmosphere. But the ritual and the festivals are part of the whole ordering, organizing structure of the province, and emphasize the necessity of celebrating the past as a means of recapturing its values for our times. The deeper sense of play is to oppose harmony to chaos and to establish order in the world of ideas. Hesse was no longer content to show the redemption of a single erring individual, as in *Die Morgenlandfahrt*, but desired to describe a league of eastern wayfarers that had permanence and a firm function of its own in its own established realm. The playfulness of the journey to the east becomes serious celebration of the symbols of culture.

The game of beads itself is referred to again and again as being universal in its nature and as being a principle of unity which gathers all the arts and fields of learning into one grand system of symbols. As a symbol of the unity of all cultural achievements it serves as a focus for the whole book and is in fact its prime motif, out of which the province of Castalia and the career of Joseph Knecht proceed. But just as in *Die Morgenlandfahrt* so much that is essential to a complete picture remains on the level of suggestion and evocative allusion, so does the actual game of beads remain something that is circumscribed, paraphrased, and tantalizingly hinted at. Part of this vagueness is deliberate, since Hesse is attempting to suggest a possibility, a potential ideal, and the novel is, in Hesse's words, only approaching its goal little by little.

The approximate nature of the novel is evident in its inconclusive and rather abrupt end.

The open nature of the whole book is intentional. The autobiographies which follow the main body of the book belong temporally to the early manhood of Knecht. As has been mentioned before, it is Knecht's awakening to an historical view of Castalia that is decisive in his departure from Castalia. His leaving is described as a return to reality from the artificiality of the secluded province, or in Hesse's terms, as a turn from *Geist* to *Leben*. But this turn, it must be stressed, takes place after the dialectical process of having been through the period of conscious conservatism of Castalia. The biography of Knecht ends with the element of personal development dominant, but only as antiphony to the great picture of dedicated service that precedes it. Such conservatism has a function, if viewed on a grand historical scale. It is but part of the rhythm of history, a counterforce that will yield ultimately to its opposite on a higher plane in the cyclic view of the world which Hesse develops in *Das Glasperlenspiel*. Just as the league of eastern wayfarers is always present, even if invisible to the erring or doubting, so is Castalia an eternal form and ever-recurring ideal in the flow of history. It is, when dominant, the swing of the pendulum of history to an extreme, but a necessary extreme, and in fact a permanent force that is never completely lost even when submerged. *Das Glasperlenspiel* deals with Castalia at a time of crisis, but Hesse himself makes it clear that the dream of an intellectual haven is never lost by the fiction that a Castalian records the facts of Knecht's life many years after his death. The polemics of the opening sections of the book are intended to justify the renunciation of creative effort and the emphasis on merely compiling and preserving. The pedagogical province is a reaction to a time of chaos and is as extreme in its nature as the forces which it opposes.

Thus there is a constant tension and conflict of a contrapuntal nature throughout the work. Castalia is opposed to the world without its gates, *Geist* to *Leben* and permanence to cyclical recurrence. The world, as distinct from Castalia, is in the course and sweep of history, and thus will outlast Castalia and all other forms which it produces in its march. The very ideal state of the province means that it is transitory and a passing product of history that will yield to something else. This tension between the outside world and Castalia, lightly touched on at first when student friends of Knecht have to leave the province, is gradually intensified in the debates between Plinio and Knecht, and finally culminates in Knecht's departure from the province. In this way *Das Glasperlenspiel* is a sequel to *Die Morgenlandfahrt*. The earlier book deals with the defection from the intellectual utopia and the attempt to return to it. The later book describes the utopia and the career of a person who starts by being firmly and happily at home in it, but leaves at last to continue his quest. The two books complement each other in their starting points and in their conclusions. The gentle

and playful irony that gives the journey to the east its special charm gives way to a broader, more profound ironic treatment of all absolute states of perfection. The later book is more drastic in its presentation of one-sided perfection and describes in detail the problematics which arise from that very condition for which the hero of the earlier book was searching.

In both books much remains suggestion and a pointing to the path, a conjuring of the way. The reality and the realization of what is suggested is perhaps not even desired. The dream of the H. H. of the earlier book is realized in the Castalia of *Das Glasperlenspiel* only to be abandoned at the end. Only the way is permanent, only the search is enduring. Upon leaving Castalia Knecht is really joining symbolically the eastern wayfarers in their quest. The story of Knecht remains fragmentary. In the last analysis the ultimately real, which the game of beads is supposed to express, is not described, but alluded to, and, like the final mystery of the wayfarers, is ineffable. But it has been established as a symbol which expresses the hope for and faith in a transcendent reality. Perhaps it is enough if Hesse's attempts to evoke and suggest bring the idea and spirit of the game a little closer to realization. No final answer is given to any of the problems raised, but the ideal of service and loyalty to the spirit is affirmed. This affirmation of man's highest striving remains Hesse's final message to his readers.



NEWS AND NOTES

THOMAS MANN ÜBER „TOD IN VENEDIG“

In meinem Aufsatz „Die griechischen Anklänge in Thomas Manns ‚Tod in Venedig‘“ im Jahrgang XLVII (1952), S. 20-26 dieser Zeitschrift habe ich darauf hingewiesen, daß Mann sich auf vielerlei Weisen bemühte, dem am Lido spielenden Teil der Novelle einen mythischen Charakter zu geben; daß hexametrische Kadenz dazu beitrage; daß eine Stelle von einem halben Hundert Wörtern („Dann schien es ihm wohl, als sei er entrückt . . .“) eine fast wörtliche Übersetzung aus der *Odyssee* ist und jene Wirkung noch verstärke; und daß diese Worte dort vom prophetischen Meergreis Nereus an Menelaos gerichtet sind, als Voraussage seiner Zukunft und als Schilderung seines Endes. Ich knüpfte an diese Erwägungen die Bemerkung: „Könnte die Doppeltheit des Schicksals Aschenbachs [der Lebensstil seiner letzten Wochen und die Tatsache ihrer Beendigung durch den Tod] im Rahmen mythischen Denkens und klassisch-hellenischer Erotik konzentrierter und delikater geformt werden?“ (S. 22). Diese rhetorische Frage war, wie sich zeigen wird, nicht genügend vorsichtig formuliert, soweit sie die Bedeutung der Tatsache für Mann betrifft, daß die Worte sich als Prophezeiung gerade an Menelaos wenden.

Eine vorzügliche Untersuchung (A. von Gronicka, „Myth Plus Psychology“, *Germanic Review* XXI [1956], 191-205) ist durch weitgehende zusätzliche Ausdeutung über das in den *Monatsheften* Gesagte hinausgegangen: Als Gatte Helenas, der Tochter Zeus', sei Menelaos ein Halbgott. Daher werde der des Zusammenhanges in der *Odyssee* sich bewußte Leser Manns Absicht erkennen, den Helden mit dem Halbgott, als Halbgott, zu identifizieren und den mythischen Charakter des Todes Aschenbachs zu betonen, indem Mann ihn mit Nereus' Prophezeiung der Vergöttlichung des Menelaos verknüpfe.

Ein Brief Thomas Manns, den ich dem Mann-Archiv zur Verfügung gestellt habe, zeigt seine besondere Liebe für diese Novelle — „doch wohl der fazettenreichste Kristall, der mir zusammengeschossen“ — spricht sich über ihre Deutung in den *Monatsheften* freundlich zustimmend aus, erweist die Homer-Verse als seinen dauernden geistigen Besitz, zeigt aber, daß die Folgerungen, die an den Ursprung jener Worte gerade aus der Nereus-Episode geknüpft werden konnten, nicht zu Recht bestehen: „Bei jenem einfließenden Citat habe ich an Menelaos und den Meergreis nicht gedacht. Wenn ich nicht irre, habe ich die Verse, ohne an den Zusammenhang zu denken, in dem sie stehen, frei aus dem Gedächtnis geschöpft, wo sie schon aus Knabentagen gut aufbewahrt waren.“

Methodisch ist dies eine wertvolle Lehre: Mein Eindruck, und von Gronickas Folgerung, aus dem Zusammenhang in der *Odyssee* schienen so „solid“ begründet wie Eindrücke aus äußerer und innerer Evidenz und Folgerungen daraus in einer Interpretation nur begründet sein können, wenn man die Stütze durch ausdrückliche Aussagen des Verfassers ausnimmt – und offenbarten sich doch als irrig. Man schaudert, wenn man an die steigende Flut jetzt üblich werdender Interpretationen denkt, die keinerlei Grundlage haben als große Beweglichkeit des Geistes des Interpreten, die Gabe einer lebhaften kombinatorischen Phantasie und Verzicht auf kritische Kontrolle. (Wir sprechen nicht von jener Symbolhaftigkeit gerade großer Werke, die über die Bewußtheit des Autors hinausgehen kann, sondern um die Behauptung konkreter symbolischer oder allegorischer Bezüge.) Natürlich könnte sich ein eigensinniger Deuter an die Worte Manns „wenn ich nicht irre“ klammern, und an die immer bestehende Möglichkeit solcher Irrtümer bei jedem Autor, und so eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit einer bloßen nicht völlig auszuschließenden Möglichkeit opfern. Aber wer so argumentiert, wäre bloß noch mit einer Ferse innerhalb des Gebietes der Geisteswissenschaften, und sie möchte nicht unfüglich die des Achilles ins Gedächtnis rufen.

Swarthmore College.

—Franz H. Mautner

SEALSFIELD VINDICATED

In his article "Charles Sealsfield as a Realist" (*Monatshefte* XXXIV, 6 [Oct., 1942], 295-306), wherein he endeavors to prove that Sealsfield was a charlatan who knew little or nothing about the Deep South through personal contact, Norman L. Willey states (p. 301): "In III, 83 [i. e. *Lebensbilder*, Dritter Theil, „Pflanzerleben I,“ 1836] we read that on Howard's plantation there were eaten 'gebratene Kartoffeln, die ein Luxusartikel sind, da sie aus Irland eingeführt werden.' Certainly a farmer would have raised his own potatoes in Rapides Parish, and the idea of importing them from Ireland is only the idea of a recluse who was misled by the distinctive adjective in Irish potatoes and had nothing more than an academic notion of farming."

Evidence in support of Sealsfield's statement is found in Gustav Dresel's *Houston Journal, Adventures in North America and Texas, 1837-1841*. Translated from a German Manuscript and Edited by Max Freund, Austin, 1954. Dresel, a business man and colonizer, spent approximately six months (November, 1840, to June, 1841) of his American sojourn in New Orleans (*Journal*, pp. 111-118). A frequent visitor to many German ships entering that port (p. 113 f.), he was on friendly terms with several German ship captains. Dresel asserts (p. 114): "Many ships with immigrants were directed to us, so I had sufficient opportunity to become acquainted with these conditions. It is a peculiar fact that the potatoes which were brought from Germany or Ireland to America,

the home of this vegetable, are brought here as delicacies ["Luxusartikel"?]. The exceedingly fertile, mostly too moist, soil usually brings forth only a watery product. The mealy savory potatoes of Europe will perhaps be produced only when the soil is more drained." (Professor Freund informs me that the second "brought" in the above passage is a misprint for "bought." The manuscript has "Leckerbissen" for "delicacies" above.)

In his book *Texas, with Particular Reference to German Immigration and the Physical Appearance of the Country* (translated from the German by Oswald Mueller, San Antonio, 1935, from *Texas mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physikalischen Verhältnisse des Landes nach eigener Beobachtung*, Bonn, 1849), Dr. Ferdinand von Roemer, commonly called "the father of Texas Geology" (Mueller's translation, p. 5, and Freund, xxii), tells us (p. 7): "Most of the vegetables found in Germany also thrive here and some, such as beans and peas, grow luxuriantly. However, the climate does not seem to be suited for potatoes, for they have an insipid taste. This is also true in other Southern States of the Union and only in the far Northern States such as Maine, are good potatoes raised. They are replaced by the sweet potato (*Convolvulus batatas* L.)."

These two passages seem to prove that, as Sealsfield said, potatoes were really imported from Ireland. Both authors give reasons why, when plantation owners, not "farmers," as Willey implies, desired a "Luxusartikel" "zum braten" they used the imported article. It might be that squatters and small "farmers" used native potatoes for boiling, but even today the elite in Louisiana prefer imported Idaho potatoes for baking, which form of preparation Sealsfield may well have had in mind when he wrote "gebratene Kartoffeln." (Adolph Schroeder in his "Charles Sealsfield in the Red River Valley," unpublished M. A. thesis, Louisiana State University, 1947, actually renders Sealsfield's phrase as "baked Irish potatoes," page 70). The reason for this preference for "baked Idahos" is because they are like the "mealy savory potatoes of Europe," whereas, even today, local Louisiana potatoes are "watery" and "have an insipid taste" as observed by Professor Roemer.

Ergo, it would seem that rather than having been a "misled recluse . . . who had nothing more than an academic notion of farming" (Willey, p. 301), Sealsfield not only knew his potatoes, but was versed in the culinary arts of *antebellum* Louisiana.

Sealsfield's statement (*Cajütenbuch* I, 32; quoted by Willey, p. 301): „der Boden von Texas hat das Eigenthümliche, daß er gepflanzte Kartoffeln bei der ersten Ernte halb, bei der zweiten ganz süß, als Pataten wiedergibt," Willey, in contradiction of Karl J. Arndt ("Sealsfield's Claim to Realism," *Monatshefte* XXXV, 5 [May, 1943], 271-285, p. 278), categorically classifies as a serious assertion, evidently on the exclusive grounds that he thinks Sealsfield copied the narrative from "an anony-

mous author's *A Visit to Texas*, N. Y., 1934" (Monatshefte XXXV, 7 [Nov., 1943], 368). But there is no evidence that it is not one of those "tall tales" which had become bits of folklore in the state of "unbegrenzter Möglichkeiten." Duke Bernhard of Saxe-Weimar did not, during his visit to Florida, mention Ponce de Leon's "Fountain of Perpetual Youth," but he did record a report of a metamorphosis in the vegetable kingdom almost as singular as Sealsfield's statement about the land "wo die Hufnägeln, zur Erde geworfen, über Nacht zu Hufeisen werden" (*Cajütenbuch*, I, 31), and equally as incredible as the tale of the "Boden" in which "Kartoffeln" in the course of two harvest periods are metamorphosed into "Pataten." Bernhard, describing the sand wastes in the vicinity of Pensacola (*Reise Sr. Hoheit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1825 und 1826*, Weimar, 1828, II, 59), adds a footnote: "Man hat die Bemerkung gemacht, daß, wenn man im Sandboden die Kiefern ausrodet, und den Boden nicht gleich bebaut, dieser im nächsten Jahre Zwergeichen hervorbringt, und umgekehrt." The translator of this work into English (*Travels through North America during the Years 1825 and 1826* by His Highness Bernhard, Duke of Saxe-Weimar-Eisenach, Philadelphia, 1828, II, 46) has seen fit to omit this fantastic report. But Sealsfield might well have had it in mind when he created, or accepted, his hocus-pocus. Within four months after Bernhard's return from America Sealsfield suggested to his publisher, Cotta, on November 7, 1826, that he send a copy of his *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* (C. Sidons, 1827) to "Sr. Hoheit dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar" (Edward Castle, *Der große Unbekannte, Briefe und Aktenstücke*, Wien, 1955, S. 119). The tone of Sealsfield's letter inclines one to believe that he would probably read Bernhard's account of his American travels when the latter book appeared (preface dated May 20, 1827), shortly after his own, especially since both travellers traversed much the same territory. Such an examination could have induced Sealsfield to give us his Texas *Kartoffeln* — *Pataten* metamorphosis to match Bernhard's reported trick of nature: *Kiefern* — *Zwergeichen*.

Quod licet duci ac licet sacerdoti.

Louisiana State University.

—John T. Krumpelmann

TEXTBOOK REVIEWS

GERMAN FOR BEGINNERS. By Curtis C. D. Vail and Dieter Cunz. New York, The Ronald Press Co., 1958. 290 pages. Price \$3.75.

FOUNDATION COURSE IN GERMAN. By Conrad P. Homberger and John F. Ebelke. Boston: D. C. Heath and Co., 1958. x + 430 pages. Price \$4.50.

DER ANFANG. By Harold von Hofe. New York: Henry Holt and Co., 1958. 276 + xxx pages. Price \$3.60.

ACTIVE GERMAN. By W. P. Lehmann, Helmut Rehder, and George Schultz-Behrend. New York: The Dryden Press, 1958. xxi + 238 pages. Price \$3.50.

GERMAN (REVISED EDITION). By Helmut Rehder and Freeman Twaddell. New York: Henry Holt and Co. xiii + 471 + xxxviii pages. Price \$4.75.

Four new beginner's texts and a drastic revision of a fifth, all in one season, would seem to set a new record of some sort; at the very least they reflect the publishers' faith in an impending expansion of German studies. A perusal of these books discloses a number of interesting trends. To begin with the most obvious: Gone are the somber bindings and closely printed pages of a decade or so ago. A dazzling array of colors greets the eye even before one opens these books. Nearly all are profusely illustrated. In most instances the skillful use of various type faces and generous spacing enhances the effectiveness of the presentation. Bright colors, many pictures, large type — it is difficult to suppress the suspicion that we are being led back by easy stages to the kindergarten. Undoubtedly this is good salesmanship, though some die-hards may feel that concessions are being made to the "German-can-be-fun" school of pedagogy.

It must be noted with satisfaction that the majority of these texts are not merely near carbon copies of the typical beginner's book of recent years: the recent agitation on the language front appears to be bearing fruit. Nearly all of the new books make a sincere effort to put to good use recent developments in language teaching. Aside from the patent conversational bias of most of them, the revolutionary fervor is particularly evident in two areas: the treatment of pronunciation, and — most notably — in the preparation of exercise materials.

Pronunciation is, in some cases at least, no longer relegated to an "Introduction" and thenceforth ignored; rather it is the object of continuing attention throughout the course, in special commentaries and drills. Here and there even a few preliminary nods in the direction of the teaching of intonation are to be noted.

Probably the most important innovation, however, is the abundance of exercises based on the principle of variation or substitution drill, i. e. pattern sentences and their manipulation. By means of exercises of this type, the possibility of error on the part of the student is, in theory at any rate, decreased, and under favorable circumstances the exercises actually become valuable drills rather than problems in decipherment. Most of the texts also include a number of more conventional exercises, sometimes masquerading under ingenious new labels.

With regard to the reading provided, one notes by comparison with texts of the not too distant past the gradual extinction of the anecdote as the *pièce de résistance* of elementary reading and its replacement by more or less successfully self-concocted material, in some instances liberally larded with "culture," though the latter on occasion inclines — regrettably — toward mere enumeration. Unfortunately the straining for "conversational" tone with its attendant vocabulary limitations sometimes results in rather shallow reading material. It seems very likely that the next generation of German students, nurtured on the new oral techniques, will be more fluent than their predecessors, but one wonders sometimes if they will have anything of interest to say in their newly acquired language.

A characteristic of the "new" treatment of grammar is a trend away from strictly systematic presentation to a kind of opportunistic eclecticism: the student is given such explanation as may be useful at the moment rather than being required to store up nuggets of wisdom for use at some hypothetical future time. This is, of course, all to the good, though at some point the larger connections must also be driven home lest the student bog down in unrelated details. For example, one of these texts contains a single chapter in which the following array of grammatical points is considered: reflexive verbs and pronouns, the comparison of adjectives and adverbs, *da-* and *dar-* compounds, the days of the week, *mehr*, the position of *nicht*, and subject-verb inversion after a dependent clause. In all fairness it should be added that with one exception these books make provision for more or less systematic reviews.

Further signs of the times: All five books are printed in roman type, though all also provide at least a modicum of practice in reading *Fraktur*. Recordings (phonograph records and tapes) are available in connection with some.

The Vail and Cunz book stays most nearly in traditional channels, presenting the grammar in 21 *Aufgaben* in a conservative sequence and with few if any surprises in the types of exercises employed. The main reading passages, which conscientiously illustrate the grammar points in hand, are supplemented by selections at the end of each chapter with a cultural flavor and a special "visible" vocabulary. Some rather dubious statements and questionable terminology were encountered here and there in the book: On page 6, for example, we read that *r* "is similar to

the American *r* when final or after an un-accented vowel." On page 7 such spelling conventions as *ch*, *ck*, *dt*, *ph*, and *sch* are described as "clusters of consonants." The spelling of "Tschecho-Slowakei" on page 43 is unusual. The illustrative material is sometimes awkwardly phrased: "Des Mannes Hut ist hier" (page 13); "He sells much in his house and lives on that" (page 51). It should be noted that the book is not as long as its bulk might lead one to believe; actually, of the current crop, only *Active German* is shorter.

The Heath contender (Homberger and Ebelke) is divided into 29 *Stunden*, of which four are reviews. It has several novel features: The lesson vocabularies, following the reading selections in each chapter, group words into logically, grammatically, or formally related units, not necessarily limited to words occurring in the preceding passage. Among the exercises, many of which are of the new type mentioned above, the numerous short German questions to be answered in German appear to be more carefully and ingeniously prepared than usual and promise to provide effective drill. The lavish photographic illustrations are carefully tied in with the reading matter; their captions often derive from the lesson in hand. In this reviewer's opinion, the quality of the German in the reading passages is the best, i. e. most natural and idiomatic, of all five books under discussion.

The subtitle of Harold von Hofe's *Der Anfang*, "Understanding and Using German," reflects a consistently worked out division of nearly all features of the book into what might be called (improperly speaking) passive and active phases, in each section a portion stressing reading comprehension being balanced by another intended to develop accurate usage. This division is carried out in the reading selections, grammar explanations, exercises, and even in the appendix. Only the vocabulary appears to be exempted. The exercises make extensive use of "Pattern Drills": an example of a grammatical problem is worked out for the student, who must then apply the same principle to further examples. These pattern drills constitute the exercise material for the "understanding" phase, though they are by no means passive in nature. The "active" exercises ("Applications") are of a more familiar type, consisting of German questions and English-to-German translations. The grammar explanations, very succinct and plain, are divided over 21 usually two-part lessons, of which three are devoted to review. Lesson 22 contains supplementary conversational material. In physical appearance, this book is one of the most attractive of the lot.

Active German (Lehmann, Rehder, Schulz-Behrend) introduces the student to grammatical terminology in a rather formidable preface. Thereafter, by dint of careful formulation and judicious omission, the authors manage to compress their material into 15 lessons, the focal point of which is a series of well-conceived substitution drills. These drills are supplemented by German questions (the answers to which are provided or suggested), suggestions for "free conversation," and a brief

model conversation. Pronunciation problems are treated and exemplified in each chapter, then summarized systematically in an appendix. The vocabulary is printed on colored paper for easy location by thumbing students. The book contains neither maps nor illustrations, but the typography is excellent.

The revision of Rehder and Twaddell's *German*, long a standard conversational text, has been thorough and painstaking. The result is the weightiest, longest (471 pages plus vocabulary), and methodologically most "advanced" of the currently available beginner's books. The approach is frankly and whole-heartedly conversational, though the revised edition treats reading problems more systematically than its predecessor. Indeed, the whole book appears to be more systematic and carefully planned than before, which can only increase its usefulness to student and instructor alike. The number of basic sentences has been reduced to 20 in each unit; they are followed by sometimes rather elaborate "notes" to assist the student in his interpretation. The materials are then varied in a series of brief "conversations," and usually further drilled in carefully worked-out "variation practice" or "combination practice" exercises. Further explanations follow under the heading "Grammar and Word Study," on which — a radical innovation — are based English questions designed to test the student's theoretical grasp of the new material. Approximately every fifth unit (eight of the 43) is devoted to review and reading practice. The later units increasingly stress reading and comprehension. A revised workbook and comprehensive recording promise further to enhance the already established usefulness of this text in conversational courses. An "Index of Grammatical Topics," sorely missed in the previous edition, has now been provided. The present book, typographically outstanding, omits photographs.

PATTERNS OF GERMAN CONVERSATION. By C. R. Goedsche. Boston: Houghton Mifflin Co., 1958. 87 pages. Price \$1.20.

This attractively printed little volume furnishes conversational materials in convenient and readily usable form, suitable, according to the author, for use at any point in the first two years. Part I (Verbal Idiom Drill) consists of 35 brief (usually four-line) dialogues featuring "high-frequency verbal idioms and vocabulary distinctions." While the situations are not always entirely concrete (e. g. numbers 11, 16), the dialogues are short, easy to learn, and for the most part consist of very useful expressions. Part II (Basic Conversational Phrases) consists of 100 four-line dialogues "having to do with the students' everyday experiences." Part III (Special Situations) contains 17 longer dialogues (Zollkontrolle, Auf dem Bahnhof, Im Hotel, etc.). In all three sections the English appears on the left-hand page with the German opposite. While there can be no argument in general about avoiding too literal a rendition of the German sentences, one wonders if confusion may not arise

in some instances where the English equivalents appear unnecessarily far removed from the German, as for example number 7, pages 66-67 ("No, I prefer veal." — "Ich esse lieber Kalbfleisch."), or in the fourth item of section 61, pages 38-39, where there seems to be no particular justification for making two English sentences out of one German sentence. The *Preface* contains useful suggestions for classroom treatment of the dialogues.

DIE DEUTSCHE NOVELLE 1880-1950. *Expanded Edition. Edited by Harry Steinbauer. New York: W. W. Norton and Co., 1958. 376 pages. Price \$3.50.*

Since the appearance of the first edition in 1936 (still in print for those who prefer it), this most representative of the currently available anthologies has proved its usefulness, together with the companion volumes on the contemporary drama. The revised *Introduction*, in its statement of the literary background, avoids the tendency of its predecessor towards excessive compartmentalization, emphasizing instead the interplay of intellectual forces during the last 150 years and the "ambivalence" of the present literary scene. Two sections devoted to the *Novelle* as an art form wisely sidestep the problem of overly nice definition in favor of pointing out the various possibilities of the genre. Of the original dozen, only six stories remain (Schnitzler, T. Mann, W. Schäfer, Paul Ernst, Kafka, Fallada), while nine new ones have been added (G. Hauptmann, R. Huch, Hesse, H. Grimm, Musil, Bergengruen, Langgässer, Borchert, and Böll). One may wonder what Fallada is doing in this distinguished company, especially in view of the absence of such names as Hofmannsthal, Jünger, Carossa, Wiechert, Goes, Le Fort, and others, but it is neither sporting nor reasonable to quibble about such matters. As it stands, the collection represents a wide diversity of form, style, subject matter, and length, providing at least a good launching pad for a study of modern German literature. The revision (321 pages of text and commentary as compared to 243 in the first edition) differs in outward details from the original in that it has a hard cover, is printed in roman type, and is provided with footnote glosses to permit its use earlier in the course.

VOM BILD ZUM WORT. *By Werner Neuse. New York: W. W. Norton and Co., 1958. 188 pages. Price \$2.45.*

This is a book intended primarily for classes in composition and conversation. It is divided into 21 units, each of which begins with a drawing or series of drawings, in part by such well-known cartoonists as W. Busch or e. o. plauen. With the help of word lists, questions, and various sorts of exercises the student is expected to provide his own commentary on the events depicted. A special section in each unit is devoted to word study. An introductory section offers suggestions

to student and instructor on the use of the book. The present text is a revision of an earlier book published in 1958 by another firm under the same title.

ZWEI ZARTE LÄMMCHEN WEISS WIE SCHNEE. By *Hans Fallada*. Edited by *Hanna Hafkesbrink*. Boston: Houghton Mifflin Co., 1958. 261 pages (107 pages of text). Price \$2.40.

By comparison with the timid hero and heroine of this short novel, Storm's Reinhard and Elisabeth seem brash and impetuous. Gerhard and Rosa do however succeed after a number of amazing adventures in winning one another's heart and hand. Fallada's story has no great literary pretensions, as the editor herself points out, but should prove useful for rapid reading in class or for outside reading, particularly since it has been edited with visible vocabulary: i. e., German text on the right hand page, with all unusual or difficult words annotated on the left hand page. This feature obviates possible objections based on the somewhat slangy style of the story. The editing appears to have been carefully done. There are minor misprints on 111² and 197¹⁸. The note on 31¹⁰ erroneously renders *Anschlagsäule* as "kiosk." The word *Fußball* in the chapter title on page 57 would seem to refer not to the shape of the candy but to the use to which it is put by Männe. *Puppe* (note to 201¹⁴) is not properly "cocoon," but "chrysalis" or "pupa." The book is attractively printed.

BEKENNTNISSE DES HOCHSTAPLERS FELIX KRULL. By *Thomas Mann*. Edited by *Paul Kurt Ackermann*. Boston: Houghton Mifflin Co., 1958. xi + 243 pages (99 pages of text). Price \$2.95.

Except for its solid cover and a few photographs, the format of this book is identical with that of Fallada's *Zwei Lämmchen*. The editorial apparatus is also very similar (visible vocabulary). A brief introduction provides orientation for the student regarding Thomas Mann and his work. The novel has been adapted for classroom use by radical pruning (down to 99 pages, as compared with the 440-odd pages of the original). The abridgment must be regarded as successful in that the shortened version reads smoothly, with only an occasional insignificant loose end (e. g., where did the *Topasschmuck*, 83²², come from?). If the classroom situation calls for a story which is humorous without being trivial, Mann's *Hochstapler* may well fill the bill. The editing appears to have been done with care. Aside from the normal minor disagreements with some of the translations provided in the notes, your reviewer observed only a few inconsequential misprints (127¹⁴, note to 61²) and a few inconsistencies in the use of 'ss and β in the vocabulary (entäussern, unvergesslich, Verhältniß). The amusing French address of the "fence" (85²³) is translated neither in the notes nor in the vocabulary.

DIE WELT IM SPIEL. By E. M. and O. S. Fleissner. New York: Appleton-Century-Crofts, 1958. 339 pages (193 pages of text and exercises). Price \$3.20.

The authors have designed this book with a view to providing reading and/or conversational practice for the second semester of the first year or the first semester of the second year. To this end, the material is entirely in dialogue form, consisting of eight humorous playlets, several "Gespräche," and two Christmas plays. The *Kleine Komödien*, ranging from seven to 25 pages in length, are for the most part free adaptations of literary works (e. g., Münchhausen, the Faust puppet play, a parody of Schiller's "Handschuh," etc.). They are provided with explanatory notes and a variety of exercises. The *Gespräche* (34 pages) deal imaginatively with everyday situations (Im Wartezimmer, Auf dem Fundbüro, Ein Sommer in Deutschland). The two short Christmas plays (*Der erste Weihnachtsbaum*, *Krippenspiel*), like most of the other sketches in the book, are intended for classroom or German club performance as well as for reading.

BASIC GERMAN FOR SCIENCE STUDENTS. Fifth Edition. By M. L. Barker. New York: Hafner Publishing Co., 1956. 164 pages. Price \$2.50.

Intended originally for use in Britain, this combined grammar and reader introduces the student to German in six comprehensive lessons (21 pages) combining an outline of forms and syntax with passages from the book of Genesis. The latter, together with its parallel English translation, is intended to impart a basic vocabulary. The remainder of the volume (slightly over 100 pages of text) consists of a number of brief selections from various scientific fields (chemistry, biology, physics, mathematics, medicine), each with its translation on the opposite page. An appendix provides sight passages for further practice.

CULTURAL GRADED READERS, ALTERNATE GERMAN SERIES: III ELEMENTARY: HEINE. By C. R. Goedsche and W. E. Glaettli. 66 pages (41 pages of text).

Following the biographies of Schweitzer and Thomas Mann in Books I and II of the alternate series, Book III introduces the student to Heine, while a fourth booklet is to be devoted to Beethoven. Several of Heine's shorter poems are worked into the text. The present book follows the now familiar pattern of this series. Volume III uses all indicative tenses and the passive. Only in the poems do a few subjunctive forms occur, suitable annotated. The usual exercises, footnote glosses, and vocabulary are provided. According to the *Preface*, Book III contains 844 words, of which 603 occurred in Books I and II.

—J. D. W.

THE GERMAN HERITAGE. *Revised. Edited by Reginald H. Phelps and Jack M. Stein. New York: Henry Holt and Co., 1958. 293 pages. Price \$5.20.*

Since this voluminous text appeared in 1950 and is probably familiar to many, we will here focus our attention on the actual revisions, omissions, and additions made by the editors on the basis of class use, colleagues' suggestions, and a 1956 questionnaire.

Omitted are the chapter on "Friedrich der Große" and "Des Knaben Wunderhorn." To replace the former we now have "Die Aufklärung" with excerpts from the writings of Wieland, Frederick the Great, Kant, Lessing, and Gellert. Most timely of these selections is Lessing's "Die Erziehung des Menschengeschlechts," which together with Kant's contribution gives a concise explanation of the philosophy of that period, thus providing the student with a better background than was offered in the earlier edition. The same may be claimed for the second omission's replacement by the chapter "Deutsche Lyrik," in which a greater variety of poetry is illustrated than in "Des Knaben Wunderhorn." Here we have Walther von der Vogelweide, Klopstock, Claudius, Goethe, Schiller, Hölderlin, Novalis, Eichendorff, Uhland, Heine, and Mörike, as well as the modern poets Dehmel, George, Rilke, and Werfel — indeed these 20 pages constitute a valuable anthology, while the first edition contains only five pages of folk songs.

There are four new chapters in this revised edition: Gottfried von Straßburg's "Tristan und Isolde," Heine's "Die Harzreise," Thomas Mann's "Buddenbrooks," and Hermann Hesse's "Der Steppenwolf." The student is advised in the chapter on Wagner's "Tristan und Isolde" to make definite comparisons with the original version of the epic. All through the book the editors give the student literary background and guidance, which adds greatly to its value, especially for college classes.

The revised edition has more pictures and facsimiles, some with very complete captions, which have been translated and listed in the appendix for the student's convenience. The front cover shows a view from the Freiburg Cathedral and the back is a very lovely Rhine scene — the book is quite attractive and has about 100 more pages than the first edition, yet offers quality as well as quantity. For those who like to offer a rather complete course in literature and culture as a solid basis for advanced work, this revised edition will prove to fill the need quite adequately.

University of Wisconsin-Milwaukee.

—Frieda Voigt

BOOK REVIEWS

GOETHE HANDBUCH. Goethe, seine Welt und Zeit in Werk und Wirkung. Zweite, vollkommen neugestaltete Auflage. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter hrsg. von Alfred Zastrau. Stuttgart: Metzler, 1955 ff.

Der Herausgeber und seine Mitarbeiter scheinen sich zwei Ziele gesteckt zu haben: sie sind eisern entschlossen, allen Anforderungen zu genügen, die nur irgend an ein GH gestellt werden können, und sie wollen allen Bestrebungen und Richtungen der modernen Literaturwissenschaft gerecht werden. Daraus ergibt sich sowohl Größe wie Gefahr des Unternehmens. Das Werk ist zugleich gedankenreich und tatsachenfroh, monumental und trivial, bis ins Entlegenste abschweifend und bis ins Letzte präzise. Zähester Fleiß und bewundernswerte Energie paaren sich mit einer Gewissenhaftigkeit, die Bedeutendes und Unbedeutendes mit gleichem Eifer verfolgt und verzeichnet. Wo irgend möglich, wird G wörtlich zitiert, und wenn dies dem Werk Authentizität und Solidität verleiht, so führt es doch auch zur wiederholten Anführung derselben Stelle in verschiedenen, ja sogar im gleichen Artikel, zum gezwungenen Unterbringen von Zitaten unter sachfremden Stichwörtern und sogar zur Aufnahme von gleichgültigen Zitaten und überflüssigen Stichwörtern. Das lästige Hin- und Hersuchen, bei den meisten Nachschlagewerken vonnöten, wird dem Benutzer erspart, indem gewisse Angaben jedesmal wiederholt werden, wenn die betreffende Person oder Sache erwähnt wird. Das geht so weit, daß in dem Artikel *Ahnung* die Schaffensperioden (nicht nur die Erscheinungsdaten) der zitierten Werke G's angegeben werden, und daß unter *Augsburg* zu lesen ist, der Cottasche Faktor W. Reichel sei „seit Ende Februar 1825 ständig, seit 1834 auch als Hausbesitzer E 144 in Augsburg ansässig“ gewesen. Da ein Artikel über Reichel vorgesehen ist, steht zu erwarten, daß die Notiz dort wiederholt wird, so wie G's resigniertes Wort über sein Aeschylus-Studium sich sowohl unter *Accius* wie unter *Aeschylus* findet. So groß wie die Genauigkeit im Einzelnen ist die Reichweite im Allgemeinen. Jedermann und alles, was irgendwie mit G in Berührung kam oder auf ihn Bezug hat, ist erfaßt. Jeder Ort, den er auch nur vermutlich durchfuhr, ist gebucht; jede flüchtigste Bekanntschaft ist erwähnt und nicht selten mit einer kleinen Biographie bedacht; und jede Sache, die irgendwie in G's Gesichtskreis trat oder den Goetheforscher interessieren könnte, ist behandelt — oft mit einer Ausführlichkeit, die weit größeren Nachschlagewerken oder Spezialbüchern zur Ehre gereichte. Kurz, das GH hat es sich zur Aufgabe gemacht, für die Goethezeit und den täglichen Bedarf des Goetheforschers nicht nur das Konversationslexikon, sondern auch die ADB und sämtliche andren biographischen, historischen und geographischen Hilfsmittel zu ersetzen.

Es ist nicht leicht, einem solchen Werke gerecht zu werden. Zweifellos ist es eine gewaltige Verbesserung gegenüber dem alten GH, aber man sehnt sich doch auch manchmal nach dem einfacheren Stil und den

summarischen Übersichten der ersten Auflage. Man bewundert z. B. die Sorgfalt, mit der vier Anonymi *B* unterschieden werden (das alte *GH* übergang sie alle), von denen einer mit Sicherheit, ein zweiter mit Wahrscheinlichkeit identifiziert werden, während von dem dritten wenigstens die Lebensdaten ermittelt sind. Aber man fragt sich doch auch, ob das *GH* der Ort ist für Unterricht über Affenarten, das Aufkommen der zoologischen Gärten (Spalte 83), die etymologische Verwandtschaft von „Staat“ und „Stand“ (51) oder „otium“ und „negotium“ (612 f.), und ob Mitteilungen wie die über das Hebammeninstitut und Hospital mit 120 Betten in Bamberg (726), über das Stillen und Wickeln der Kinder (730) und über den Unterschied von Kaltfrischen und Harzfrischen (732) nicht entbehrlich wären. Man staunt über die Vollständigkeit, mit der das einschlägige Material in allen Teilen des Werkes dargeboten und verarbeitet ist (anscheinend sind Quellen wie die *WA*, die neuen Ausgaben der amtlichen und naturwissenschaftlichen Schriften, *Der junge Goethe*, Tagebücher, Briefe und Gespräche von einem zentralen Stab aufs genaueste verzettelt und die so gewonnenen Belegstellen den Bearbeitern der einzelnen Artikel zur Verfügung gestellt worden). Aber man bedauert die Aufnahme trivialer Zitate („Die Augsburger fangen an, dringend zu werden“; und sogar eine Briefadresse: „Herrn Dr. Meyer, Bamberg, Post R.“) und unwichtiger Personen (Der Bamberger Hofrat C. A. von Obercamp verdankt seinen Platz im *GH* einzig dem Umstand, daß er „am 11. XI. 1797 Goethes Tischgenosse im rothen Hahn zu Nürnberg“ war). Und selbst der größte Triumph des Werkes, seine wohlüberlegte Organisation, wird schließlich in Frage gestellt durch den Hang einerseits zur Quisquilienjägerei und andererseits zur Abfassung von gelehrten Untersuchungen, die, statt knapp über das Stichwort zu informieren, jedesmal die gesamte geistige und private Welt G's aufrollen.

Vier Bände sind vorgesehen: die ersten zwei ein Lexikon mit etwa 10,000 Stichwörtern; der dritte ein Ergänzungsband mit Abbildungen (darunter ein neuentdecktes Goethebild, eine Federzeichnung von Tischbein), Bibliographie, Chronologie, Genealogie, Tabellen und Register; und der vierte, bereits erschienene ein Kartenband, der auf 21 Blättern die 680 Reisen und Ausflüge G's übersichtlich darstellt. Zur Zeit der Niederschrift dieser Besprechung (April 1958) liegen fünf Lieferungen des ersten Bandes vor. Sie behandeln auf 400 zweiseitigen Seiten die Stichwörter *Aachen bis Bartholomäi*, also (wenn das Verhältnis zur ersten Auflage das gleiche bleibt) etwa 7.3% des Umfangs der Lexikonbände. Wird weiter mit gleicher Ausführlichkeit verfahren, so ist mit einem Umfang von fast 5,500 statt der vorgesehenen 2,000 Seiten, also mit 68 statt 25 Lieferungen zu rechnen. Bei einem Preis von DM 9.00 pro Lieferung ergibt dies DM 612, den Ergänzungsband und den Kartenband (DM 38.50) nicht gerechnet. Damit entzieht sich das Werk der Kaufkraft der meisten Lehrer und Gelehrten. Umso nötiger ist es, mit allem Nachdruck dafür zu sorgen, daß dies trotz seiner Merkwürdigkeiten unschätzbare und unentbehrliche Werk von den größeren öffentlichen und von allen akademischen Bibliotheken angeschafft wird. Eine ernsthafte Beschäftigung mit Goethe ohne seine Hilfe ist garnicht mehr denkbar.

Im Vorwort zur ersten Lieferung wird gesagt, es solle wo immer möglich nach der *WA* zitiert werden, aber eine Vergleichstabelle im dritten Bande werde es dem Benutzer ermöglichen, die Zitate auch in seiner Ausgabe zu finden. Das bedeutet doch wohl, daß Herausgeber und Verlag eine recht weite Verbreitung des neuen *GH* erhoffen. Diese Hoffnung ließe sich durch eine gekürzte Ausgabe verwirklichen, etwa im ursprünglich vorgesehenen Umfang von 2,000 Seiten. Eine solche Ausgabe würde gewiß von vielen Goethefreunden begrüßt und gekauft werden.

Kürzen ließe sich vor allem bei den Ortsnamen, von denen viele sogar ganz wegfallen dürften. Was G über die *Ammer* schrieb, ist völlig gleichgültig, und daß er gegen Schiller und Christiane über schlechtes Wetter klagte, hat mit dem Fluß nichts zu tun: dennoch ist dem Stichwort eine halbe Spalte mit reichlichen Zitaten eingeräumt. Ähnlich bei dem Flößchen *Arrone*: man erfährt, daß es den Lago di Braccione zum Tyrrhenischen Meer hin entwässert, und daß G's Rückweg aus Rom am 24. IV. 1788 „ihn vermutlich nahe an seinen Ufern vorbei“ führte. Schloß *Banz* sah G „mutmaßlich auf der Rückfahrt aus der Schweiz am 17. XI. 1797 liegen“, und *Augsburg* mag er schon 1788 durchfahren haben, aber „wir wissen nicht einmal, ob diese Passage, wenn überhaupt, bei Tage oder bei Nacht stattgefunden hat.“ Bei Kloster *Arnstein*, der „aufgehobenen Abtei ungefähr gegenüber“, fand G am 23. VII. 1815 „auf einer verlassenen Halde Thonschieferplatten mit kreuzweis laufenden sich mehr oder weniger verschiebenden Quarzgängen.“ Obwohl also G garnicht in Arnstein war, fügt der Bearbeiter der zitierten Notiz G's gewissenhaft hinzu: „Die Halde rührte her von einem früheren Versuchsstollen im Feld der Grube Leopoldine Louise.“ Dem *Albis* bei Zürich wird fast eine volle Spalte gewidmet. Hier wird die bekannte Geschichte vom Nacktbaden auf der ersten Schweizerreise ausführlich erzählt, auf die in dem Artikel *Bäderkunde* dann nochmals hingewiesen wird. *Balingen* am Heuberg dagegen lud nicht zum Baden ein. „Goethe seit vier Uhr morgens aus Tübingen unterwegs, rastet hier am 16. IX. 1797, aber der Ort gefällt ihm nicht.“ Er schrieb: „Die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, in den alle Jauche läuft und woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen geschöpft . . . wird.“ Ungleich wertvoller sind natürlich die Artikel über Städte wie *Augsburg* oder *Bamberg*. Sie beginnen mit einer kurzen Geschichte der Stadt, erwähnen ihre Kunst- und Kulturdenkmäler, berichten über G's Beziehungen zu ihr und führen schließlich die Personen auf, die aus der Stadt stammten oder G über sie berichteten. Aber selbst hier mischen sich Trivialitäten mit so wichtigen Tatsachen wie der, daß G trotz seiner Bewunderung für Palladio an Elias Holls Augsburger Bauten vorbeiging, ohne sie mit einem Wort zu erwähnen.

Bei den Personen wird man vorsichtiger verfahren müssen. Auch hier ließe sich sparen, aber man ist doch dankbar, sieben *Abel* und sieben *Ackermann* unterschieden und nach ihrer Familienzugehörigkeit behandelt zu sehen. Selbst wenn manchmal nur die flüchtigste Berührung mit G bestand, geben die Biographien so vieler Menschen seiner Zeit ein sehr lebendiges Bild jener Welt, die noch klein und geschlossen war und

in der Verwandtschafts- und Freundschaftsverhältnisse zugleich Kulturbeziehungen bedeuteten. Als Frankfurter möchte ich die Artikel über die drei *André*, fünf *Andreae* und fünf *Bansa* nicht missen, und andre Benutzer werden sich in ähnlicher Weise freuen, daß ihren Lokalpatriotismen mit so viel liebevollem Fleiß gedient wird. Wichtiger sind auch hier die großen Namen. Im alten *GH* fehlten z. B. *Abbt*, *Adelung*, *Anaxagoras*, *Andreä* (auch die Rosenkreuzer fehlten, und in dem Artikel über *Die Geheimnisse* stand weder über den Mann noch den Orden ein Wort), *Ariost*, *Aristipp*, *Aristophanes* und *Aristoteles*. Über sie alle wird nun gründlich und zuverlässig orientiert. Ein Vergleich der Artikel *d'Alton*, *Arndt* und *Arnim* zeigt den unvergleichlich größeren Reichtum des neuen Werks. Die biographischen Abrisse sind weit ausführlicher, bei Dichtern und Gelehrten werden manchmal vollständige Bibliographien ihrer Werke gegeben, und die Beziehungen zu G werden bis ins Kleinste verfolgt. Nur gilt auch hier G's Satz, daß unsre Tugenden auf unsren Lastern ruhen wie die Pflanze auf der Wurzel. Daß G *Barantes* Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert zweimal las, berechtigt doch wohl kaum zu einer siebenspaltigen Inhaltsangabe, so vorbildlich klar und belehrend sie auch ist. Ebenso würde der Artikel über *Bandello* zwar ein internationales Literaturlexikon zieren, ist aber im *GH* kaum am Platze, denn B's Novellen wurden zwar von G gelesen, aber als völlig fremd empfunden. Und verdient *Balsamo* (*Cagliostro*) wirklich 9½ Spalten?

Das meiste Interesse beanspruchen natürlich die großen Aufsätze über Sachen. Der zuweilen amateurhafte Anstrich des alten *GH* ist völlig verschwunden. Über alle Gebiete des Wissens wird von Fachleuten referiert, sodaß man eher über zu viel als zu wenig Sachlichkeit zu klagen hat. Auch hier fällt die größere Reichhaltigkeit zuerst ins Auge. Im ersten Heft sind z. B. die sieben Artikel *Abstecherbühnen*, *Achat*, *Achil*, *Adam und Eva*, *Affe*, *Akt und Alexandriner* neu hinzugekommen, während die übrigen zwölf langen Artikel erheblich erweitert sind. Zwar wird der Dichter G durch das starke Interesse für den Denker und den Menschen etwas beschattet, jedoch ist die Qualität gerade der Artikel über Dichtungen besonders hoch. Bei *Alexis und Dora* hat die neuere Forschung, bei der *Achilleis* das eindringende Verstehen des Bearbeiters selbst Ergebnisse gezeitigt, die weit über das im alten *GH* Gebotene hinausführen. Das Gleiche gilt von den Artikeln *Alterslyrik* und *Altersstil* im zweiten Heft, wo E. Trunz, auf fremde wie auf eigene Forschungen gestützt, Einsichten vermittelt, die zur Zeit des alten *GH* noch völlig fehlten. Die Aufsätze über *Aberglauben* und *Aufklärung* (16 Spalten) machen sich verdient durch das vorsichtig abwägende Urteil der Bearbeiter, das sowohl G's Verständnis und seine Verbundenheit wie seine Distanzierung von diesen Phänomenen zu erfassen weiß. Der Artikel *Ahnung* ist wertvoll u. a. durch die darin gebotene Wortgeschichte, wie überhaupt gesagt werden muß, daß manches sachlich unwichtige Zitat gegeben wird, um G's Sprachgebrauch zu belegen (so in *Adam und Eva*).

Aus den späteren Heften seien die Artikel *Altertumskunde*, *Analogie*, *Anatomische Studien*, *Antike Kunst*, *Anpassung*, *Autobiographie*,

Bacchus und *Barock* hervorgehoben. Die einzige Kritik, hier wie überall, betrifft die Tendenz, es dem Benutzer zu leicht zu machen: es wird ihm vieles geboten, was er sich rechtschaffener Weise selbst erarbeiten sollte, sodaß das *GH* zu einem Universallexikon anschwillt. Die *Abstammungslehre* und ihre Bedeutung in der Geschichte der Biologie werden in über drei Spalten dargestellt, ehe die Frage aufgeworfen wird, ob G als Vorläufer Darwins gelten darf. Der Artikel *Almanach* besteht fast ganz aus einer Geschichte dieser Art von Publikationen, mit einem bibliographischen Anhang aller Almanache, die G herausgab oder kannte. *Abstecherbühnen* gehört in eine Geschichte des Weimarer Theaters, kaum in ein *GH*. Und der Artikel *Auge* (23 Spalten) wirkt bei aller bewundernswerten Gelehrsamkeit etwas monströs. Zweieinhalb Spalten sind der Beschaffenheit von G's Auge gewidmet, eine weitere den Zeugnissen der Zeitgenossen über seinen Augenausdruck, über fünf Spalten der Frage nach der Leistungsfähigkeit seines Auges. Ergebnis: geringfügige Kurzsichtigkeit (minus 0,5 dptr). Es folgen ein hochinteressanter Absatz über G's Farbempfindlichkeit und schließlich in 12 Spalten die Auswertung der physiologischen Feststellungen für G's Denken und Dichten. Hierbei verliert sich der Artikel stellenweise in ausführlichen Zitaten und Gedanken über G's Naturauffassung, Naturlehre und Naturgefühl im allgemeinen. Wie hier so zeigt sich auch bei andren Stichwörtern die Tendenz der neueren Forschung, G's Naturlehre bei der Deutung seines Wesens und Werkes heranzuziehen: durchaus berechtigt, aber wo soll das hinführen bei einem Handbuch, das Dingen wie seinen Reihenversuchen, seiner Typuslehre und seinem Widerwillen gegen den Vulkanismus noch eigne Artikel widmen wird? Völlig konsterniert ist man schließlich, wenn anläßlich der Reihenversuche an die *Faust*-Verse „Du führst die Reihe der Lebendigen / Vor mir vorbei“ erinnert wird und wenn, anschließend an ein Zitat über G's geologisches Anschauen und Denken, die Mütter im *Faust*, die Urpflanze, der Typus und das Urphänomen schlankweg dem gleichen „Reiche“ zugewiesen werden.

Leider muß gesagt werden, daß der Herausgeber, dessen erstaunlicher Tatkraft dies wertvolle Werk zu verdanken ist, in seinen eigenen Beiträgen die ärgsten Beispiele gibt sowohl für uferlose Breite wie für eine gewisse Art, sich von Zitat zu Zitat weiterzutasten. Sein Aufsatz über den *Adel* verwendet eine ganze Spalte darauf, Karl Augusts Gesuch um G's Adellung zunächst im französischen Wortlaut und dann in deutscher Übersetzung zu zitieren; erwähnt die Kosten; belobt die Schnelligkeit der Wiener Bürokratie; und erklärt, warum G mit einem silbernen (statt einem goldenen) Wappenstern zufrieden sein mußte. Er zitiert 14 Verse aus *Ilmenau*, eine längere Auslassung G's über seine Weise des mildtätigen Gebens und faßt wie folgt zusammen: „G's urbildlich begründete, weniger auf soziale Aspekte beschränkte, als vielmehr in ethische, ja ontische Perspektiven hineinreichende Auffassung des Adels im Sinne einer *Gewalt* führt eben deswegen bis in den Kern seiner Bewußtseinsbildung, wo sich Logos und Bios gestalthaft verbinden, wo sie durch das Beispiel der eigenen Lebensleistung sich als *Nothwendigkeit* erfüllen, die Natur und Kunst zur Einheit natürlicher und wahrer Gesetzesschönheit verschmilzt.“ Lesern, die noch immer nicht verstehen, was

es mit G's Verhältnis zum Adel auf sich hatte, wird mit einem Hinweis auf W. Veil, *Goethe als Patient*, gedient.

Stilblüten sind leider nicht selten. In dem Artikel *Ahnung* wird von einem „unausweichlichen Netzwerk“ gesprochen, und etwas früher heißt es, G's Lyrik sei voll Ahnung: „Ihre Tiefe bedeutet es, daß sie das Urbildliche im Geschehen wittert und sich wie ein dunkler Blutstropfen das Vorwissen um die Unausweichlichkeit des Opfers in den schäumenden Kelch des Lebens mischt.“ Aber vielleicht sollte man sich über dergleichen nicht erbozen bei einem Manne, der sein ungeheures Wissen in freigebigster Weise darbietet und sich manchmal überstürzt in dem Eifer, es loszuwerden. So sind wohl auch die merkwürdigen Sprachmanöver zu verstehen, die erschrecken müßten, wollte man sie als Ausdruck einer Denkform ansehen. Es wird von G's „Er-Innerungs- und Ent-Äußerungskraft“ gesprochen (597), und von seiner Griechensehnsucht heißt es, „sie innert und äußert sich unaufhörlich in lebendiger Heuristik“ (701). Wir lesen von dem „Konzentrat, besser: dem Selektat der Balladen-Leistung Goethes“ (603) und erfahren von seiner Freude an festlichen Tänzen, daß er „eh und jeh und auf sehr wechselvolle Weise nach dem Nah- oder Fernziel solcher Höhepunkte, solcher Daseinsaufgipfelungen“ trachtete (614). Der Artikel über Hermann *Bahr* bietet eine wahre Musterkarte solcher eilfertig raffenden Formeln („er bildete sich westöstlich auf ebenso intensiven wie extensiven Auslandsreisen“), führt aber dennoch, vielleicht: eben deswegen einsichtig in Bahrs Dienst an und Verdienst um G ein und umsichtig darüber hinaus.

Aber das ist alles bloßer „Vorhof der Tiefe“ (608) gegen den 106 Spalten umfassenden Aufsatz über die *Ballade*, denn erst hier steigert sich das „Abgrundwissen“ (611, 616) zu einer „Kulmination, die entelechal schon ein Ganzes ist“ (615) — nämlich das ganze *GH in muce*. Nirgends wird das Großartige wie das Groteske des Werkes so deutlich wie hier. Nichts Geringeres wird unternommen als der Nachweis, daß die rund 40, in einem Zeitraum von 60 Jahren entstandenen Balladen G's einen echten Zyklus bilden (695). Ausgehend von G's Theorie, die Ballade sei die archaisch-ursprünglichste Dichtart, worin Episches, Lyrisches und Dramatisches noch unspezifiziert vereint sind, erklärt der Vf. die Eigenart von G's Balladen aus dessen Neigung zum Tanz, seinen Antizipationen künftigen Geschehens und seiner Stellung als nord-südlicher Dichter. Diese Thesen werden mit einem umfassenden, stets paraten Wissen sowie einer Fülle von geistreichen Kombinationen und sprühenden Einfällen verfochten. Ganz ohne Zweifel liegt hier eine bedeutende Monographie vor, die viel Aufsehen und viel Widerspruch erregen wird, die sich aber leider immer wieder vom Hundertsten ins Tausendste verliert, gegen Ende sogar in eine Geschichte der Stadt Marseille. Den modernen „Literarisierungs-, Verschriftungs- und Verbuchungstendenzen“ wird gedroht mit Nietzsches „Die Wüste wächst: weh dem der Wüsten birgt“ (603); bei der Beschreibung des Verhältnisses von Fest und Tanz wird ein Zitat aus Rilkes *Cornet* eingeschmuggelt (614); und der Unterschied zwischen (echter) Ahnung und (falschem) Aberglauben wird durch die Details von G's Ankauf eines Loses erläutert (606, 635). Jede zum Vergleich oder Kontrast herangezogene Sache (und was wird nicht heran-

gezogen?) wird sogleich Anlaß, auf diese selbst einzugehen, sodaß man oft nicht weiß, ob man sich innerhalb einer Digression oder im Hauptargument befindet. Ironisch also, daß gerade dieser Aufsatz G's Maxime „Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt bankrott“ (604) zitiert, und daß der Vf. an anderer Stelle (585) von dem „Fluch der betriebsamen Polypragmasie“ und der „Idolatrie des allenfalls fortschritts- und nützlichkeitsgläubigen, pseudo-realistischen ‚Arbeits-Menschen‘“ spricht.

Die Bewunderung des Rezensenten für das Wissen und die Arbeitskraft der Beiträger grenzt an Beschämung und Schrecken: möge es ihm verziehen werden, daß er sich aus der Ambivalenz in die Heiterkeit geflüchtet hat. Daß in diesem Werk nicht selten der Schwanz mit dem Hund wedelt, ist kaum zu leugnen; aber wichtiger ist gewiß die überzeugende Widerlegung der vielfach gehörten Klagen, die Gelehrsamkeit habe in der deutschen Literaturwissenschaft merklich abgenommen seit dem Aufkommen der geistesgeschichtlichen Richtung und erst recht seit der Mode des Interpretierens. Dieser sehr großen Leistung hat der Verlag das Seine hinzugefügt durch Lieferung eines blütenweißen Papiers und fast fehlerfreien Satzes.

Yale University.

—Heinrich Henel

Deutsche Wortgeschichte.

Herausgegeben von Friedrich Maurer und Friedrich Stroh (*Grundriß der germanischen Philologie* 17). Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1. Bd., 1.-3. Lfg. Berlin: Walter De Gruyter & Co., 1957.

The *Deutsche Wortgeschichte* was and is in many ways a unique undertaking. Though it presents in broad categories the same information we find artificially fragmented in an etymological dictionary and contains very much the same picture we find in a history of the language, it is neither of these, having in common with them only the underlying concern with the discovery and interpretation of the patterns and shifts of meanings. Concentration on the *word* as the prime independent bearer of meaning, at the expense both of formal features such as phonology or orthography and of higher levels of complexity such as syntax, has made possible the attempt to synthesize a new type of *Geistesgeschichte* which deals with semantic patterns as the mirror of thought patterns and with semantic shifts as the key to cultural developments. Since the relationship between language and thought and between language and society is the ultimate justification for all study of language, those of us who are engaged in various aspects of this study must be interested in any such detailed treatment of the subject. This collection of exhaustive studies, whatever its shortcomings in the way of speculativeness or unevenness in the treatment of the chosen theme, makes fascinating and challenging reading.

The first edition of the *Deutsche Wortgeschichte* was published in 1943 as a *Festschrift* for Albert Götze. In three good-sized volumes, the 18 contributors based their treatments of the theme on their own work in their field of specialization — plus a large number of individual word studies, so that the discussion at times assumed somewhat the nature of

a bibliography with commentary. The first two volumes carried the theme from the oldest reconstructible IE forms down to modern times, and the third offered a rather arbitrary selection of studies on dialect geography, specialized vocabularies, and a history of German personal and place names. The publication of the work at a very unfavorable time may be to blame for the undeservedly little notice its appearance attracted, or the fact that a large number of the printed copies, and very likely the plates as well, were destroyed in a bombardment of Leipzig. Even if it were physically possible to issue a second printing, the necessity of taking account of Germanistic research of the intervening fifteen years — an impressive proportion of it done in this country — would have made a second edition unavoidable. The complete plan for the second edition is now available. It is to be published in 10 to 12 fascicles in two volumes, of which the first three fascicles (approximately 300 pages) have now appeared. Since this edition is no longer a *Festschrift*, the editors have seen fit to drop some sections not contributing directly to the theme (e. g., most of the original third volume) and add several sections which fill in gaps and make for a more tightly organized and generally expanded treatment. Following are a few comments on the ways in which the sections now in print have dealt with the chosen theme.

In Part I, *Indogermanische Ursprünge*, Friedrich Stroh's section of the same name has remained substantially unchanged. Some revisions and inclusions of recent literature were made here as well as in several other sections by a younger colleague, and a few strongly nationalistic passages have become out of place and quietly vanished. By means of a large number of the well-known correspondences of Germanic to other IE forms, Stroh demonstrates what we can conclude about such phases of the life of the tribes in prehistoric times as family, dwellings, agriculture, and so on. While the reader cannot but be impressed with this reminder of the value of Gmc. in building up a panorama of early IE life, he might well look with suspicion on the conclusion that the Gmc. peoples are the only remainder of the IE tribes to stay in the original homeland and that Gmc. is possibly the "gesetzmäßige Fortentwicklung" of IE (2). Stroh's assignment of meanings to reconstructed forms is occasionally uncomfortably speculative, while on the other hand the reconstructions themselves are typically German in their conservativeness. American reviewers have made almost a tradition of reminding German philologists that they will eventually have to take account of the laryngeal theory and the place of Hittite in IE studies, but while no one could reasonably suggest that all reconstructions be recast in these terms, still suspicion has been cast on the advisability of positing separate IE forms with initial vowel to account for the epenthetic vowel in Greek (6, 28) and some scholars have shown that it is not necessary to assume an IE *b* on the basis of the problematic reflexes of the word for *bear* (19). Part II, *Altertum*, likewise consists of only one section, Stroh's *Germanentum*. The discussion is continued in more or less the same way, here with the specifically Gmc. cognates concerning warfare, sea, law, etc. Like the previous section, this one with its wealth of evidence can hardly be

read with pleasure, but is highly useful as a collection of virtually all the well-accepted evidence.

Part III, *Mittelalter*, begins with *Deutsche Frühzeit* by Josef Weisweiler. This section, comprising the period from Theodoric (481) to Heinrich II (1024) deals with various facets of the vocabulary, beginning with poetic style in all the Gmc. dialects and ending with the semantic range and development of one of the most interesting words in the language: *deutsch*. The overriding concern of a treatment of this period must of course be the semantic changes brought about by the impact of Christianity. By allowing linguistic changes to imply broader cultural changes, in keeping with the method imposed by the theme of the work, Weisweiler is able to impress on the reader with an admirable vividness the pervasiveness and permanence of the stamp left on the German cultural area by Christianization. A mild protest might be registered against a few anachronisms such as *Reichsgerichtsentscheidungen* (61), *psychologische Terminologie* (93), *Otfrid hatte . . . Psychologie studiert* (94). All paragraphs containing digressions or consisting mostly of examples have been printed in small type, so that the thread of the discussion itself can easily be followed. Several other sections would have been more readable for use of this device. Since Weisweiler was prevented by reasons of health from undertaking any drastic revision of this section, his presentation was brought up to date in *Nachtrag zu „Deutsche Frühzeit“* by Werner Betz. It appears that enough work has been done in fifteen years to necessitate the addition of a sizable amount of material to each of Weisweiler's subheading, the largest quantity, not surprisingly, to the treatment of religion. The discussion of *deutsch* is supplemented with the latest explanation of its origin: a Carolingian West Frankish loan translation of the Latin *lingua vulgaris*. Betz's enthusiasm for his subject betrays him on the one hand into a rather liberal use of exclamation points, and on the other to a slight opacity, e.g. *psychologische Ursprungssituation* (113).

If the study of semantic patterns and developments within a vocabulary is to lead us to useful conclusions about the relation between the language of a people and its culture, then borrowings, the witnesses to cultural contacts, will demand our best attention. Betz's new *Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen* fills a gap left by the insufficient remarks scattered about in other sections, and is at the same time the first part of the collection under review to make an entirely new contribution to the field. By subjecting all Latin influence to a thorough critical scrutiny following his own and Haugen's descriptive framework for the various types of borrowing — from loanwords in various degrees of assimilation (*chirihha*) to literal and approximate creations based on a Latin model (*antfanclih, ubarmuati*) — Betz brings home through the cultural implications of his findings the dramatic significance of the role of Latin in bridging the chasm between Germanic and German. This discussion does, to be sure, overlap to some extent Weisweiler's treatment of Christianization. Betz is a talented stylist who knows how to make the subject scholarly and vivid at the same time. He demonstrates the ubiquity of foreign influence on German with "Am

vergangenen Freitag nahm der Großvater des Herzogs, mit Rücksicht auf die Beschwerden der Untertanen, an einer Sitzung in der Hauptstadt teil," not one word of which (aside from articles, prepositions and conjunctions) is "originally German," and illustrates once for all the width of the chasm just mentioned with the OHG translation of the Benedictine Rule (*fona horsamii. eristo inumu dera deoheiti stiagil ist horsami ano twala. deisiu kerisit diem . . .*) as a pre-Christian tribesman would have had to interpret it ('Von der Hörenneigung her. Die erste Stiegensprosse nun also des Verhaltens wie ein Gefolgsmann ist Hörenneigung ohne Verzögerung. Diese fällt zu denen, die . . .').

Edmund Wiessner's *Höfisches Rittertum* comprises the period 1200-1300. Since from many other sources we already know much about the revolutionary cultural changes in this period, we expect on turning to the vocabulary to find sweeping semantic changes and, as every student of MHG knows quite well, we are not disappointed. Whereas a subsection promisingly entitled *Gewinn neuer Ausdrucksformen durch Bedeutungswandel in höfischem Geiste* contains only brief remarks, most of the treatment of the semantics of this period and the interpretation which opens up for us a panorama of courtly culture appears, oddly enough, in *Verluste durch Ausscheiden veraltenden Wortgutes*. Unhappily, the discussion is often so heavily documented that the reader easily loses the thread. Hermann Kunisch's *Spätes Mittelalter (1250-1500)*, which has become rather long through a number of substantial additions, is a penetrating study of the changes in thought and society which began to mark the transition from Middle Ages to modern times. Though often made unnecessarily difficult by the wealth of examples and an undistinguished style, this section makes in many ways the most rewarding reading thus far because of the author's masterly abstraction and presentation of overall, unifying semantic themes and trends in a complex and little-understood period. We see the underlying unity of courtly culture in the semantic fields of many of the typical MHG courtly words such as *wise*, *hövesch*, *tugent*. These words had a flexibility and variety of meanings which today seem bewildering until we realize that the key lies in their very applicability to all strata of life in all situations to express fulfillment of an essentially uniform courtly ideal. Now in the late Middle Ages many of these central words "shrank" semantically, at least in one dimension, and assumed a quality Kunisch calls *Eindeutigkeit*. It is symptomatic of the rising individualism and the appearance of new tensions in society that they lost their characteristic breadth, but it is symptomatic of the parallel trend toward the emotional and the intimate that they often gained in depth and acquired a new seriousness. Of the many other trends Kunisch discovers in the complex of late medieval changes, perhaps the most important is "moralization," the entry of a new moral element into the semantic domain of many courtly words. That *adel* no longer makes *tugent* but that rather *tugent* makes *adel* contains the point in a nutshell. The subsection on Mysticism, which contains the largest proportion of new material, is still one of the best treatments of the subject anywhere. From the study of the semantic patterns of this movement there emerge clearly the two basic

paradoxes of the mystic's attitude toward language: Though his inner self forces him to speak, he cannot because of the inexpressibility of his experience, and his belief in the power of the word as originating in the divine Logos conflicts with his realization that words are in fact powerless.

University of Wisconsin.

—William Z. Shetter

Geschichte der deutschen Sprache.

Von Hans Sperber. 3. Auflage besorgt von Wolfgang Fleischhauer. Sammlung Götschen, Band 915. Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1958. 128 S. DM 2.40.

The third edition of this work is still a highly condensed but lucid and generally well-balanced survey of the history of the language. The overall plan remains the same as that of the first edition of 1926 (and presumably also of the second edition, which appeared during the war and was unavailable to me), but assimilation of the research of the intervening years is evident throughout. The bibliography has grown to 17 items, now including such works as Stammeler's *Deutsche Philologie im Aufriß*, the second edition of Maurer and Stroh's *Deutsche Wortgeschichte*, which even at this writing has only begun to appear, and of course the 6th edition (1956) of Bach's *Geschichte der deutschen Sprache*, to which the reader is referred for further literature. The authors' indebtedness to Bach is apparent at many points. One of the most important revisions is the new grouping of the WGmc. languages as Old Saxon and Anglo-Frisian — High German — Old Low Franconian, instead of the previous German — Anglo-Frisian. The contribution of the work on dialect geography since the twenties is not only acknowledged specifically in the discussion of the formation and shift of dialect boundaries (33) and of an ancient German-Romance linguistic community (37-8) but stands behind many another addition and clarification. New are the discussion of the question whether the High German sound shift originated in German territory or in the Gothic kingdom in Italy (35) and the inclusion of the late MHG long vowels in open syllable in the list of features propagated by the chancelleries (72). The section on Pietism (104 ff.) has been rewritten in such a way as to deemphasize the historical dependence on Mysticism and deal with the former's contribution to the vocabulary independently and more in detail. One slightly confusing result of this is that *Eindruck* and *Einfluß* are attributed to the mystics whereas *eindrücken* and *einfließen* are said to come from the pietists, and the reader finds *einleuchten* assigned to both. The statement in the first edition "Ob Wörter wie *seelenvoll*, *entzückungsvoll* . . . , die zum erstenmal bei Klopstock belegt sind, wirklich samt und sonders von ihm neu gebildet sind, muß noch eine genauere Untersuchung erweisen" (118) has now, thanks to work done in several German dissertations of the late thirties, been answered in the affirmative and given way to an expanded discussion of Klopstock's style (112-3).

The presentation is further enhanced here and there by a new note of wise caution. Initial stress is now only possible, not certain, for Celtic (11, 14), and the first edition's lengthy phonetic explanation of the first sound shift has been completely omitted. A warning is now

issued against assuming the influence of the Prague chancellery when forms which actually can be local appear in the writings of the East and Middle German chancelleries (76-7). The reasons for the victory of High German in Low German territory are not to be oversimplified: Not only Roman law, but the Reformation and the decline of the Hanseatic League are to be considered responsible (79). Both interesting and helpful is the reminder that the OHG and MHG familiar to us are by and large specialized 'jargons,' and that the few examples of religious and legal language we possess show the MHG vocabulary to have been generally much more similar to the modern than the language of Hartmann or Walther would lead us to conclude (83).

Condensation has perhaps inevitably resulted in some incomplete and misleading statements. Hittite is now mentioned in a footnote (6), but the laryngeal hypothesis is stated in such a way as to imply that laryngeals are thought to be responsible only for the IE long vowels and not the quality of *a* and *o* as well. *Klause* seems to be derived directly from Lat. *clausa*, with Vulg. Lat. *chlusa* added for completeness (41); it is not made plain enough that the resemblance in the vocalism is only coincidental. "*Gruft* aus *crypta*" (42) is certainly an oversimplification: *Gruft* is not to be separated from *graben*, though the Gk.-Lat. *crypta* does seem to have influenced the semantic development. The victory of *freudigkeit* and *jetzt* over *freidigkeit* and *jztz* in the sixteenth century Bible translations (89) is not an example — at least not a good one — of an "orthographic feature."

A few even more serious objections might be raised. There is no longer much excuse for an assurance "auch primitive Völker können über sehr wohl ausgebaute Sprachsysteme verfügen" (7) in the light of what linguistics and anthropology have taught us since the nineteenth century. The etymology of OHG *ârumti* is too problematical to permit an assumed borrowing from OE *ærende* to be used as an example of the influence of the Anglo-Saxon missions on OHG (40); in spite of many difficulties we must probably assume the OHG to be an inherited form (see Feist *Vgl. Wb.* s. v. *airus*). That end-rime falls "deutlicher ins Ohr" than alliteration (50) seems open to question, at least to me; Bach's "leichter ins Ohr" seems better. We read, as an explanation of the decline of alliterative verse, "das Pathos der Völkerwanderungszeit und ihres Heldentums hatte sich überlebt" (50) but would expect some mention of the loss at about this time of *h-* and *w-* in the initial clusters *hl-* *hr-* *hw-*, *wl-* *wr-*. There is little doubt that the umlaut process must have begun in the OHG period, but the statement "daß uns nur die konservative Rechtsschreibung dieses Zeitalters daran verhindert, ihn deutlich zu erkennen" (55) does little justice to the now accepted thesis that we cannot expect orthographic representation of the umlaut vowels until they have become phonemes. "Der Niederländer Heinrich von Veldeke" (61) does not adequately account for the recent work of Frings and van Dam, which has placed him in a distinct Limburg-Lower Rhine cultural area and thereby in effect justified the long-standing claims of both countries — or of neither. The mention of New-world words as an afterthought in connection with late medieval eastern bor-

rowings (84) seems not only awkwardly placed but too brief. Lastly, one of the most serious gaps is the somewhat puzzling omission of any consideration of the influence of English, with the exception of a few lines in the discussion of Klopstock's style (113). Certainly the tremendous impact of English on vocabulary, word formation, and semantic shifts cannot much longer be ignored.

Two particularly confusing misprints are *gemeinindogermanisch* for *gemeingermanisch* (19) and the frequent confusion of *æ* and *œ*. A list of MHG examples has *œ* instead of *æ* (62-3), whereas *æ* is correct in *mære* (55), but appears two lines further in *hænen*. Readers at home with MHG will, however, no doubt interpret the forms in question correctly without even being aware of the confusion, since the two ligatures are deceptively similar in the type face used. Others are **arhwo* for **arhwa* (27), *pelerin* for *pèlerin* (41), *Eneit* for *Eneit* (58), *erstebenswertes* for *erstrebenswertes* (87), *veröffentliche* for *veröffentlichten* (97), *betrachtliche* for *beträchtliche* (106). The large number of errors in Greek words suggests that now even German publishers are beset with typographical difficulties to which we have become resigned (I transliterate): *Hellēspontos* has smooth for rough breathing (5), *bándon* has no accent (25), *pápás* has a breve instead of a circumflex (34), *presbúteros* has omicron for sigma and grave accent for acute (41) and *éthnē* also has grave for acute (48).

Although some readers might wish for a different type of treatment here and there — the present reader wishes less exclusive attention had been paid in the later sections to additions to the vocabulary and more to the forces that molded the phonology, morphology, and syntax of the modern standard language — the book remains an excellent introductory work. For the specialist, Bach will of course remain indispensable.

University of Wisconsin.

—W. Z. Shetter

German Culture in America; Philosophical and Literary Influences, 1600-1900.
By Henry A. Pochmann, with the assistance of Arthur R. Schultz and others. Madison: The University of Wisconsin Press, 1957. xv, 865 pp.
Price: \$7.50.

Inescapably, the immediate impression of Professor Pochmann's magnum opus is one of magnitude in the physical sense. Virtually folio (actually large octavo) in size, measuring 10 by 7 by 2½ inches and weighing 4 pounds and 3 ounces, it is truly formidable in format and in the literal sense of the words a weighty volume. In make-up it amounts to nearly 900 numbered pages (xv + 865, to be exact) — 483 of text, 305 of notes, and 63 of index — nearly all of them printed in double columns and the notes and index, moreover, in smaller type than the text. Even so, the author avers, this stout volume is the merest shadow of its former self: prior to publication its substance was substantially reduced, the manuscript having been "subjected to two drastic condensations and complete rewritings by which its length was reduced from 2,800 to 1,800 to 1,000 typewritten pages." In this process "three chapters were eliminated altogether," much more material was omitted, and

a "goodly amount . . . was transferred from the text to footnotes." Probably as a result of this last resort many of the footnotes are especially notable and valuable, constituting veritable vignettes or miniature essays on their subjects. Professor Pochmann's rigorous curtailment of his material, it may be noted, has not resulted in an absolute loss to the world of scholarship, for he has thoughtfully and generously made the complete corpus of his studies available for consultation or reduplication by depositing a copy of the first version of his manuscript in the University of Wisconsin Library.

As ample as the actual physical compass of the volume is the scope of its contents as suggested by the main title: *German Culture in America*. More realistically and in greater conformity to fact, this is limited by the subtitle to *Philosophical and Literary Influences, 1600-1900*, each of which subjects constitutes the contents of one of the two Books composing the volume. The main title is more literally appropriate to the originally conceived scope of the work, which included at least an additional section on the German educational influence in America. This is indicated not only by the acknowledgment of omission of a chapter (Book?) on this subject — as well as of two others, on German-American radicalism in the Midwest and on German-American writings (in German) in the United States — but also by a vestigial remnant of original intent in the statement made in the Introduction and repeated on the dust-jacket to the effect that the purpose of Professor Pochmann's undertaking was "to treat chiefly three aspects of Germanic influence in America — the philosophical, the educational, and the literary" It is not intimated that mention of German influence on American education is completely excluded, for it would be impossible to avoid introducing it incidentally in any adequate discussion of the "Literary Pioneers," of Longfellow, or of "The St. Louis Movement" and especially its leading representative William Torrey Harris; furthermore, certain restricted aspects of educational influence are specifically if briefly treated in several sections and subsections, e. g., "German Influences on American Colleges" (pp. 77-78) and "German Philosophy in American Colleges" (pp. 304-323). What Professor Pochmann was forced by exigencies of space to renounce was as systematic and compendious a discussion of educational influence as he accorded philosophical and literary influences.

The promise afforded by the devotion of this capacious volume to these two subjects is fully realized. Now, for the first time, it is possible to see these influences fully and to see them whole. Now their various aspects, hitherto presented separately or partially, may be viewed comprehensively, yet in perspective and in proper proportion. A notable achievement thus, not only absolutely but also relatively, the volume at once supersedes all previous, partial studies in the two areas of German influence encompassed by it. It does so as the summation and integration of a generation of accomplishment in its field, not the least considerable element of which comprises Professor Pochmann's own distinctive and valuable contributions. Not always, however, are the results of his previous personal research identified: their disclosure depends upon the perceptiveness and specialized knowledge of the reader.

Among others of whose findings Professor Pochmann quite justifiably makes full use, which he gratefully acknowledges, is Professor Harold S. Jantz, whose epochal revelations regarding "German Thought and Literature in New England, 1620-1820" (*JEGP*, XLI [January, 1942], 1-45) demonstrated the presence and impact of German culture in America from the time of the earliest permanent settlements. His revelations here as well as elsewhere regarding such intermediaries around the turn of the eighteenth to the nineteenth century as Samuel Miller and William Bentley Professor Pochmann incorporates and integrates into his own account, while introducing others like Joseph Buckminster and, under the heading "Journals and Journalistic Exchange," calling attention for the first time to the roles as intermediaries played by certain periodicals, German as well as American, in the opening decades of the nineteenth century. Having thus charted the beginnings and background of German intellectual and philosophical influence in the United States, Professor Pochmann is in position to present its chief product: New England Transcendentalism. Writing with authority on the American conception — and misconception — of Kant, he describes the anatomy of "the newness" with a clinical competence never displayed before. His analysis of the sources, substance, and phases of Emerson's thought, based upon examination of the original Journals, is one of the superlative achievements of this volume. In introducing the material he had previously published in *New England Transcendentalism and St. Louis Hegelianism* (Philadelphia, 1948) he brings full circle the story of German philosophical influence in the United States from transcendentalism through the St. Louis Movement in Philosophy, Psychology, Literature, Art, and Education to the Concord School of Philosophy, tracing in the process the Hegelianization not only of Emerson but eventually, through Harris, of American education.

Other personal contributions of Professor Pochmann give great weight to Book Two of his volume, dealing with German literary influence. Especially significant is the section entitled "Germanic Materials and Motifs in the Short Story," which contains the results of his earliest investigations in German-American cultural relations, notably those in the German influences on Irving, Hawthorne, and Poe and, through them, on the American short story as a distinctive art form. Here as elsewhere, by coordinating and integrating with his own discoveries the results of other recent scholarship, Professor Pochmann succeeds in giving not only a full presentation of the facts but also — most important — a fair evaluation of them. In the section of Book Two entitled "Nineteenth-Century Poets, Novelists, and Critics" his delineation of Longfellow's rich German relationships is illumined by the new light cast by the latest researches on the subject; his analysis of the known German literary and philosophical influences on Whitman is enriched through a substantial admixture of original observations and discoveries; and his treatment of the varying German impact upon Bryant and Whittier, Thoreau and Melville, Margaret Fuller, and more minor writers of the century, is marked in the main by proportionate justice to earlier studies of these subjects. Independent investigation of

writers like Simms, Lanier, and Howells, as another current publication attests, would have revealed additional details beyond those depicted in the usual representation of their respective German relations. On the other hand, in the absence of significant new evidence of more extensive German contact than has hitherto been adduced for minor writers like Nathaniel Parker Willis and Richard Henry Stoddard and even others like Ambrose Bierce and O. Henry, it may be questioned, especially because of the premium on space, whether it is worth while to include even a précis of their slight or negligible German relations. To be sure, in the interest of extensive coverage it is desirable to have readily available and within a meaningful context even nearly negative evidence; still, such capsule summaries, both in this and earlier sections, tend to give the volume in part something of the character of a lexicon, thereby detracting to a degree from the integrated exposition of the major portion.

In this connection mention may be made of certain defects and deficiencies in this generally and admittedly excellent work. Misprints (e.g., aside from occasional misspellings, the appearance of "1910" for "1810," p. xv; the omission not only of quotation marks from an acknowledged quotation, p. 544, n. 223, but also of both acknowledgment and quotation marks from a note which is partly quoted verbatim and partly paraphrased from a source cited in the preceding note, p. 696, n. 196 [called to attention by an associate]; the omission of italic type in the citation of a title, p. 562, n. 442; and the omission of an entire note, p. 717, n. 215) are passed over as virtually unavoidable and, being readily apparent in most instances, as essentially insignificant. Matters of relative emphasis and proportion remain unmentioned as largely subjective and endlessly debatable. Entirely in order, however, is indication of minor inaccuracies and major errors. Among examples of the former may be specified the assertions that Mme de Staël's *De l'Allemagne* was "published almost simultaneously in Paris [sic] and London in 1813" (p. 101 — it was published almost simultaneously in both French and English at London in 1813) and that Carl Follen's "abolitionist activities had already cost him his post in Jena [sic] and were soon to lose for him his professorship at Harvard" (p. 431 — for an accurate account of the reasons for his dismissal at Jena see p. 114). An example of a more egregious error is the attribution to Longfellow (p. 418) of Emerson's latter-day acknowledgement that he had for Goethe "an ever-ascending [sic] regard." (There is an obvious lesson in this slip, which involves not only improper attribution but also incorrect quotation. The origin of the misattribution is readily discovered through Professor Pochmann's reference of the phrase to Professor Long's *Literary Pioneers*, p. 196, where Emerson is quoted in the chapter on Longfellow. The origin of the misquotation is less evident; indeed, even Long is inaccurate in quotation: where he quoted Emerson as remarking in full, "For Goethe I have always an ascending regard," what Emerson actually wrote to Herman Grimm on January 5, 1871, was "For Goethe I think I have an always ascending regard" [*Correspondence Between Ralph Waldo Em-*

erson and Herman Grimm, ed. Frederick William Holls (Boston and New York, 1903), p. 85]).

A greater mistake than any made by the author would be committed by readers who might regard the subject he has treated so thoroughly as being therewith exhausted. This would be a grave injustice not only to his attainment but also to his intention. Repeatedly, especially in his notes, Professor Pochmann has indicated topics requiring further, even first, investigation. The perceptive reader, moreover, will himself note numerous other opportunities for exploration and discovery in the area covered by this volume as well as in adjacent ones beyond its purview. Finally, if circumstantial evidence be required to support the assertion that, despite Professor Pochmann's rich, abundant harvest, the field still affords more than mere gleanings, reference may be made to two subsequent volumes which are not obviated by his: *Anglo-German and American-German Crosscurrents*, Volume I (Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1957), which includes studies of the German sources and relations of Simms, Lanier, and Howells that supplement Professor Pochmann's treatment of the same authors, and Walter A. Reichart's *Washington Irving and Germany* (Ann Arbor: The University of Michigan Press, 1957), which with independence and distinction, meets Professor Pochmann in his own territory.

The Pennsylvania State University. —Philip Allison Shelley

Wittenwiler's "Ring." "Colkelbie Sow." Two Comic-Didactic Works from the Fifteenth Century.

By George Fenwick Jones. *University of North Carolina Studies in Germanic Languages and Literatures*, No. 18, 1956. 246 pages.

For the general reader the prose translation of Wittenwiler's *Ring* offered in this volume unlocks an enormously interesting literary monument accessible hitherto only to those familiar with medieval German. For the student of German the translation, supplemented as it is by an exposition and four appendices which include a comprehensive bibliography, is a key to Edmund Wiessner's standard edition of the *Ring*.

The exposition, comprising both general background material and discussion of specific points, is arranged in such a way that its numbered paragraphs can be read individually as footnotes. Though addressed on the whole to the general reader rather than to the specialist, it serves as a valuable introduction to the *Ring* by showing the place of this poem in the broad stream of medieval literature, both vernacular and Latin, and by indicating the many sources on which Wittenwiler relied. The author expressly points out how fallacious it is to suppose the poem to be a spontaneous and realistic portrayal of the times in which Wittenwiler lived.

The translation is based on the only existing *Ring* manuscript, with full consideration given to Wiessner's emendations of the text. Professor Jones is perfectly aware of the fact that there are places in the *Ring* where nobody can be sure of what Wittenwiler meant, and he hopes that his translation, especially where erroneous, will stimulate further scholarship on the subject. His translation, in spite of inevitable

shortcomings, is clear, lively, and very readable. Its breezy style harmonizes well with the original, exhibiting a freedom from academic stuffiness all the more admirable in view of the years of painstaking scholarly effort needed to produce such a translation.

A review of a book of this sort is of course not complete without a little quibbling. Why, for example, does Jones, in admitted disagreement with everyone else, think he is getting closer to the spirit of Wittenwiler's times when he assumes (p. 192) that women's beautiful hair harms men at their prayer rather than in the bridal bed? The reference to hair occurs in a passage (3447-64) enumerating the practical advantages to be gained by taking a wife as repulsive as Wittenwiler's heroine. By no means the least of these advantages is implied in the warning that feminine charms have often been known to make a man old before his time. Setting aside linguistic arguments which have been advanced for both interpretations of *an dem gepett* (3462), it is very much in keeping with the spirit of Wittenwiler himself to take it that he meant the bridal bed. In translating *sam ein fauler mag* (6284) Jones rejects Wiessner's construction of *mag* as a noun (NHG *Mohn*) and comes up with "as a lazy person likes to do." He suggests that if he followed Wiessner he would be left with "a lazy poppy," apparently forgetting for the moment that *faul*, for Wittenwiler too (6157), also means "rotten." The line is admittedly a crux, since a rotten poppy is not very helpful in the context either, but Jones arrives at his smooth translation only by doing violence to the Middle High German verb *mugen*. The recurring phrase *durch den reichen got* is translated "for rich God's sake" or "for the sake of wealthy God," and a comment on this is made in the exposition (p. 179). The basic meaning of Middle High German *rich* is "powerful" or "mighty," and it seems hardly likely that *reich*, even about the year 1400, need be thought of as meaning only "rich," especially in a fixed formula such as we have here. It is admittedly better to avoid the translation "almighty" in this context, since this term is properly reserved for the creed (3817 ff.). However, Wittenwiler surely never intended an attribute for God which would sound so anomalous as rich or wealthy, and undoubtedly some more conventional adjective could have been found.

The last forty pages of the book are devoted to a translation with exposition and notes of *Colkelbie Sow*, a Middle Scots poem included because of certain similarities it shares with the *Ring*. Actually the differences outweigh the similarities, but again the translator has performed a useful service in making this relatively unknown work available to a wider public.

University of Wisconsin.

—Lida Kirchberger

Three Chapters on Courtly Love in Arthurian France and Germany.

By Hermann J. Weigand. *University of North Carolina Studies in the Germanic Languages and Literatures* No. 17, 1956. 59 pages.

This work is the expansion of what was originally a lecture on the Lancelot theme. To the Lancelot lecture the author has added a brief discussion of the *De Amore* of Andreas Capellanus followed by a long

chapter on Wolfram's *Parzival*, regarded from the unusual point of view of Wolfram's "assimilation and modification of the conception of Courtly Love."

The first chapter traces the development of the Lancelot theme through the *Lanzelet* of Ulrich von Zatzikhoven, *Le Chevalier de la Charette* of Chrétien de Troyes, and the Old French *Prose Lancelot*. Here the author shows that only one of these versions of the Lancelot material, the poem written by Chrétien at the bidding of Marie de Champagne, reflects the notions of love entertained by French courtly society about 1170.

The brief Andreas Capellanus interlude which then follows as the second chapter serves to document the courtly code of love in compliance with which Chrétien invented the love affair between Lancelot and Queen Guenevere.

In the *Parzival* chapter the author's concern is to see how Wolfram has modified the ideal of Courtly Love and assimilated it to the Christian ideal. Generalizing from a wealth of concrete examples the author finds that in *Parzival* all deeds of chivalry are engendered by love and admiration of women and that all love relationships aim at marriage as their consummation. This second generalization is of course in sharp contrast to the teachings of Andreas, for whom marriage is absolutely incompatible with love.

The excellence of Professor Weigand's little book lies in the skill with which he has presented a clear and well ordered picture of a bewilderingly involved social and literary phenomenon. A possible danger in his method of presentation lies in the tacit suggestion that any single line of development in the direction of conventional morality can be seen in the generation dividing Wolfram from Chrétien. Within the scope of the works he has chosen to consider, Professor Weigand's conclusions are valid. One might however point, for example, to Veldeke's *Eneide*, where formal courtship and marriage are portrayed in terms of courtly love and, contrasting this with Gottfried's treatment of the Tristan theme, one would probably reach an entirely different conclusion.

University of Wisconsin.

—Lida Kirchberger

TABLE OF CONTENTS

Volume L

October, 1958

Number 5

Tiecks Goethebild / Marianne Thalmann	225
Ein unveröffentlichter Bettina-Brief / Werner Vordtriede	243
Hermann Hesse: From Eastern Journey to Castalia / Murray B. Peppard	247
News and Notes	256
Textbooks Received	260
Book Reviews	268



Flying high with Fortunatus . . .

HAGBOLDT AND OTHERS

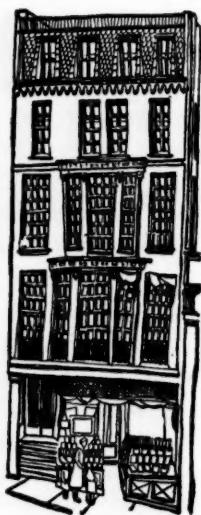
GRADED GERMAN READERS, VI-X

ORIGINAL SERIES REVISED

Never has there been so beloved a reading series. In more than 20 years they have remained unmatched in effective vocabulary training and enjoyable content.

Booklets VI-X are now ready for intermediate class reading — to follow or not, as desired, the first five elementary booklets.

D. C. HEATH AND COMPANY



BOSTON 7 NEW YORK 16
CHICAGO 16 DALLAS 1
PALO ALTO

**HOUGHTON
MIFFLIN**

A carefully edited reader for first or second semester

DEUTSCHE WELT by Lore Barbara Foltin, University of Pittsburgh offers . . .

- > *eleven skillful adaptations of short stories by well-known German authors, and four original stories by the editor — all arranged in order of linguistic difficulty*
- > *a controlled vocabulary of approximately 917 high-frequency words*
- > *a wealth of exercises for the development of reading skill and conversational ability*
- > *a valuable section of Reading Aids which assembles in one spot all major grammatical "troublemakers"; superior letters in the text refer the student to these pages*
- > *German-English and English-German end vocabularies*
- > *attractive illustrations. Paperbound.*

For third-semester students — a tale of mystery and suspense

VIELE HEISSEN KAIN by Alfred Neumann

Edited by PAULENE H. ROTH,

Washington Square College, New York University

A man commits murder out of gratitude to his brother, but discovers his conscience will not let him live with his crime — **VIELE HEISSEN KAIN**, an exciting novel, vividly and perceptively written, is based on an actual case in Antwerp at the turn of the century.

To help the student gain a thorough understanding of the syntactical peculiarities of German, an appendix of Aids to Comprehension is provided; here the reader will find a fully-illustrated explanation of the difficulties. Unusual or difficult words are footnoted. German-English vocabulary. Illustrations. Paperbound.

December, 1958 Publications.